

Geschichtl.
Wanderfahrten

36
1934

Sächsische

Z	8°
---	----

4077

K (A-8/9) 10 000 1/329

Landesbibl.

H. v.

Geschichtliche Wanderfahrten

Herausgegeben von Dr. Artur Brabant

Nr. 36

Döbeln

im Siebenjährigen Kriege

Von Dr. Artur Brabant



1934

Verlag von C. Heinrich, Dresden-N.

24 ~~34~~ 34

Geschichtliche Wanderfahrten

Bisher erschienen folgende Heftchen:

- Nr. 1. Dr. A. Brabant, Oberstaatsarchivar, Dresden:
Der Große Garten u. seine Umgebung als Kampfplatz
- Nr. 2. K. Scheiblich, Oberlehrer, Dresden:
Von alten Wegen rings um Dresden
- Nr. 3. A. Scheer, Lehrer, Dresden:
Dresden-Johannstadt, die Welt vor dem Ziegelschlag
- Nr. 4. O. Mörkisch, Oberlehrer i. R., Dresden:
Dom Burgward Briesnitz b. 3. Burgberg Niederwartha
- Nr. 5. O. Mörkisch, Oberlehrer i. R., Dresden:
Eine Elbwanderung
- Nr. 6. Dr. K. Großmann, Dir. des Stadtmuseums, Dresden:
Die Albrechtsschlösser bei Dresden
- Nr. 7/8. Dr.-Ing. H. G. Ermisch, Regierungsbaurat
(Vorstand der Zwingerbauhütte), Dresden:
Der Dresdner Zwinger und seine Erneuerung
- Nr. 9. Dr. Otto Koepert, Oberstudienrat Prof., Dresden:
Altsächsische Jagdschlösser
- Nr. 10. Dr. H. Beschorner, Staatsarchiv-Direktor, Dresden:
Die Hoflöbnitz bei Dresden
- Nr. 11. Dr. phil. Erich H. Müller, Dresden:
Dresdner Musikstätten
- Nr. 12. Moritz Herschel, Oberlehrer, Radeberg:
Eine Heidewanderung nach dem Radeberger Schlosse
- Nr. 13. Dr. phil. Otto Rudert, Studienrat, Chemnitz:
Alte Dresdner Friedhöfe
- Nr. 14. Adolf Schruth, Schriftleiter, Köhschenbroda:
Dom Spitzhaus zum Jakobstein. Geschichtliche
Streifzüge durch die Löbnitz
- Nr. 15. Dr. phil. Herbert Pönitz, Dresden:
Durch die Wollgewerbezünfte des unteren Vogtlandes
- Nr. 16. Dr. H. Gröger, Stadtarchivar, Meißen:
Klosterfahrten im Meißner Land
- Nr. 17. Dr. E. Pietsch, Stadtarchivar, Plauen i. V.:
Plauen im Vogtland

Sortierung auf Seite 3 des Umschlags

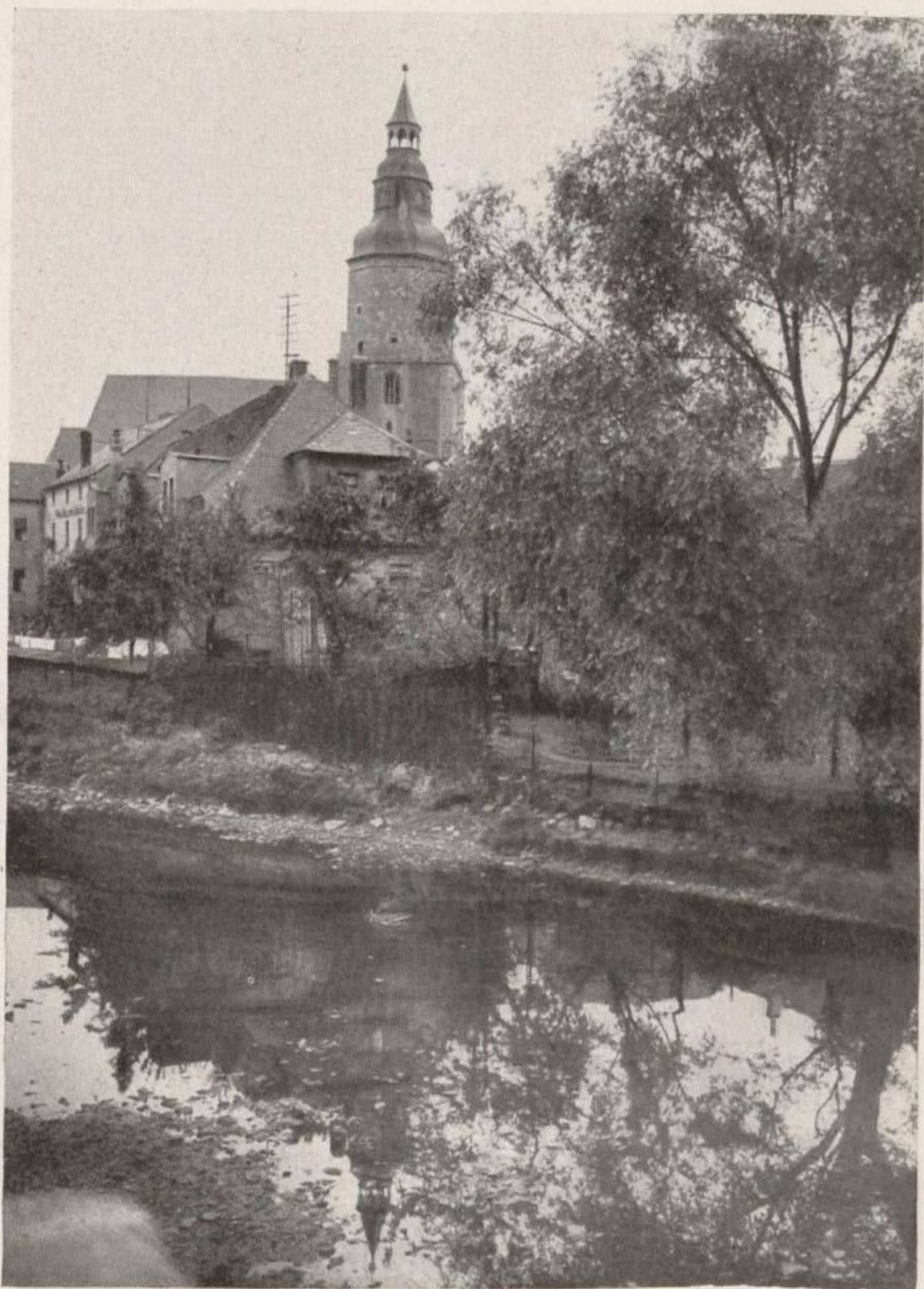


Photo: Sächs. Heimatschutz

Kirche St. Nicolai in Döbeln

Geschichtliche Wanderfahrten

Herausgegeben von Dr. Artur Brabant

Nr. 36

Döbeln im Siebenjährigen Kriege

Von Dr. Artur Brabant
Oberstaatsarchivar

1934

Verlag von C. Heinrich, Dresden-N.

F. 2

Wer um die Mitte des 18. Jahrhunderts von Dresden nach Leipzig zur Messe oder von Leipzig zum Besuche der Hauptstadt reiste, der fuhr über Wurzen—Hubertusburg—Klappendorf und Meißen oder über Leisnig—Waldheim—Ezdorf—Wilsdruff. Nach Döbeln kam er nicht!

Abseits der großen Verkehrswege, auf denen damals „die wackeren Fuhrmannsleute“ mit ihren schier endlosen Wagenzügen den Weltumsatz vermittelten, lag Döbeln in behaglicher Stille, die nur die Wochenmärkte, das Schützenfest und die Jahrmärkte, jedes ein aufregendes Ereignis für sich!, angenehm unterbrachen. Das Handwerk und die Anfänge von Industrie, vor allem die heute ganz verschwundene Tuchbereitung und die Schuhmacherei, waren gut beschäftigt, und man war vergnügt und harmlos. Wenn die Steuertage kamen, sprach man sich wohl etwas heftiger aus als sonst — falls niemand von der Behörde in der Nähe war —, schimpfte wohl auch über die Brühl'sche Mißwirtschaft, hatte aber sonst nichts dagegen, daß der vielgescholtene Minister Geld unter die Leute brachte und mit seinen vielseitigen Anregungen, Unternehmungen und Plänen das ganze Land beschäftigte und den sächsischen Gewerbefleiß zu hohen Leistungen anspornte.

Die älteren Döbelner hatten das große Unglück noch miterlebt, das am 21. Juni 1730 über das Städtchen hereingebrochen war. Ein ungeheurer Brand hatte 266 Wohnhäuser in Asche gelegt und manches schöne ehrwürdige Altertum vernichtet. Nur das alte Marstallgebäude (am Platze des heutigen Stadttheaters), die Hauptwache und einzelne Häuser um die Kirche herum waren verschont geblieben. Aber unverzagt war man an den Wiederaufbau gegangen; nun, um die Mitte des Jahrhunderts, stand die Stadt, nach den Plänen des berühmten Ingenieurobristen Johann Christoph von Neumann errichtet, verjüngt

und verschönt wieder da, schmuck und behaglich mit ihren roten Ziegeldächern, die von der Regierung ausnahmslos gefordert worden waren.

Die beiden Muldenarme umschlossen, wasserreicher als heute, die ganze Stadt. Am Obertore und am Niedertore überspannten steinerne Brücken die meist friedlichen Gluten. Vor den Brückenköpfen hatten sich von alters her kleine Vorstädte mit niedrigen Häuschen angesiedelt, am Obertore die Obervorstadt und „das Kloster“, die auf dem Gelände des ehemaligen Benediktinerinnenklosters stehenden Anwesen, am Niedertore die „Säuperei“ und der „Hegeborn“. Es gab eine Zeit — es ist noch gar nicht lange her! —, da „schritt man von Amts wegen ein“ gegen jedes Restchen von Volkstum und geschichtlichem Nachflange. Aus der Säuperei, deren Name dem Kenner von alter Stadtgeschichte und Supanie erzählt, wurde die Untere Roßweiner Straße, und aus dem anheimelnden Hegeborn machte man die Waldheimer Straße. Sachlich, aber langweilig! Heute kennt wohl kein Döbelner Kind mehr das Lied, das wir noch als Kinder mit Vorliebe sangen:

„Im Hegeborn, im Hegeborn, da baden sich die Gänse,
Da kommt der fleene Tielemann und haut se uff de Schwänze.“

Außer diesen kleinen malerischen Vorstädten standen nur wenig Häuser „auf dem Festlande“, z. B. am Staupißberg. Die Stadt war noch reine Inselstadt, überragt von den Trümmern des alten kurfürstlichen Schlosses auf dem Schloßberge, an dessen steilen Felsenhänge sich der Fluß teilt.

Um die Stadt lagen auf den Höhen fruchtbare Felder und Waldstücke. Schlechte Straßen hemmten den Verkehr mit den Nachbarorten mehr, als daß sie ihn förderten. Zog man am Sonntag einmal hinaus, um die Stadt vom Hirtenberge, vom „Himmelreiche“ oder vom Galgenberge aus zu besichtigen und sich über die schönen neuen Häuser mit ihren roten Dächern zu erfreuen, dann konnte man noch allerhand jagdbares Wild beobachten, Hasen und Rebhühner, Rehe und Hirsche. Noch 1752 hatte der Kurfürst eine Jagd hier abgehalten und einen Zwanzigender geschossen.

Kehrte man am Abend heim, so konnte man sich an einem höchst mäßigen Biere erlaben; erst der Beginn des Kriegs brachte einen Aufschwung der Brauerei. Oder man versuchte den neuen Trank, der bald das Stammesgetränk wurde, den „Koffee“. Er war nur etwas für die besitzenden Kreise, denn erst die preußischen Truppen, zu deren Verpflegung er mit gehörte, machten ihn volkstümlich. Nur in den „besseren Familien“ gab es schon die „neumodische“ Erdbirne oder den Erdapfel. 1754 wurde die Kartoffel zuerst hier angebaut! Nur mit Mißtrauen ging man an den Genuß der Frucht, die in den schlimmsten Kriegsjahren oft Retterin vor grimmiger Hungersnot werden sollte. Zunächst galt noch das alte deutsche Sprichwort: Was der Bauer nicht kennt, das frißt er nicht!

Döbeln war vor dem großen Kriege der Standort einiger Kompanien des Infanterieregiments Lubomirski. Das bürgerliche Oberhaupt war, da es kein kurfürstliches Amt hier gab, der Herr Bürgermeister. Man hatte nach dem römischen Recht zwei Konsuln zu wählen, die sich jährlich ablösten. Das führte aber nicht, wie in der parlamentarischen Zeit, jedes Jahr zu einer politischen Umkrempelung des ganzen „Systems“, man brauchte nicht alle Jahre von einer Plattform auf die andere zu springen, sondern man war immer in den Hauptsachen völlig einig und zankte sich daher um Nebendinge.

Für die Kriegsjahre waren Bürgermeister: August Christian Zimmermann, 1756, er starb 1757. An seine Stelle wurde Caspar Cramer gewählt, der 1758, 1760, 1762/63 amtete, und Johann Gottlieb Uhlemann, der 1757, 1759 und 1761 herrschte. Die übrigen Häupter der Stadt waren Pfarrer Christian Friedrich Rost, der Diafonus Gotthelf Victorin Dähne, ein Döbelner Kind, der 1762 Archidiafonus wurde; ihm folgte 1762 Johann Gottfried Sillig. Rektor der Schule war Christoph Gotthelf Stemmler, Kantor Christoph Friedrich Bennefeld.

Die Schule freilich war schon vor dem Kriege in einem trostlosen Zustande. Sie bestand aus vier Klassen, die in einem Raume zugleich unterrichtet wurden; der Raum hatte 12 Ellen Breite und 18 Ellen Tiefe, „wo also“, so heißt es in einem Besichtigungs-

berichte, „Aufmerksamkeit und Stille, ja selbst die Gesundheit so vieler eng zusammengedrängter Menschen durch häufige Ausdünstungen gewaltig leiden mußte“. Von der Decke rieselte der Mehlstaub der wurmzerfressenen Balken herab, oben in des Rektors Wohnung wankten die Wände, und das Dach mußte „zur Erleichterung“ statt mit Ziegeln mit Schindeln — wohl auch noch von einem leichten Dachdecker — gedeckt werden. Da mußte etwas geschehen! Aber woher das Geld nehmen? Zwei Kriege waren nach dem Stadtbrande über das Land gezogen; hatten sie die Stadt auch nicht unmittelbar betroffen, so hatten sie doch Steuern, Lieferungen und Beitreibungsgelder verlangt, 1745 war der Feind sogar im Lande gewesen! Da kam man auf den Gedanken, eine Lotterie zu machen. Es geschieht nichts Neues in der Welt! 16 000 Lose zu 4 Talern sollten die Mittel beschaffen. Wenn der Mensch etwas dabei gewinnen kann, ist er gern wohlthätig. Für die Gewinne wurden die Kommungüter verpfändet: die Regierung gab, froh, daß sie nicht selbst etwas zu bezahlen brauchte, ihre Zustimmung — und nun konnte das Spiel beginnen!

Da trat ein Ereignis ein, so erschütternd und so alle Wohlfahrt zerstörend, daß der notwendige Schulbau samt seiner Lotterie um ein Vierteljahrhundert verschoben werden mußte: ein Ereignis, das man seit Jahrtausenden so gern abschaffen möchte, das aber so eng und fest mit dem Menschentum verbunden ist wie Tod und neues Leben, das sich durch Konferenzen und Demonstrationen so wenig beseitigen läßt wie Erdbeben und Gewitter — der Krieg.

„Alles schon dagewesen“, läßt Guzkow in seinem Drama „Uriel Acosta“ den Ben Akiba sagen. Der Geschichtskenner fügt diesem tiefsinnigen Worte hinzu: „Und alles kommt wieder.“ Seit Jahrtausenden kennen wir die Geschichte der Welt — die Menschen sind immer dieselben geblieben. Keine Form der Gesittung, des Staates oder des Glaubens hat ihr Wesen geändert. Wir verstehen heute noch die Liebeslieder ägyptischer Jünglinge der Pharaonenzeit und das Gottsuchen frühesten Völker. In den Tafeln Hamurabis von 2150 v. Chr. finden sich

Gesetze, die inhaltlich mit Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs von 1900 übereinstimmen. Die Maße allein und die Mittel ändern sich, die Menschen bleiben dieselben, und so gleichen sich auch ihre Schicksale!

Was im August 1756 über Europa hereinbrach, das gleicht bis auf die kleinsten Züge dem, was uns 1914 traf. König Friedrich II. von Preußen hatte alles getan, um sich und der Welt den Frieden, den er zum Ausbau seiner Staaten notwendig brauchte, zu erhalten. Seinen Gegnern aber war in der Stille das große Einkreisungswerk gelungen, 1757 sollte der Krieg, die leichte Zertrümmerung des bereits auf der Landkarte unter den Verbündeten aufgeteilten Preußens beginnen. Da brachten die Russen, wie 1914, die Lawine vorzeitig ins Rollen. Nur eins konnte den König vielleicht noch retten: sofortiges Losschlagen und Vernichten der noch nicht fertigen Feinde im einzelnen. Er griff schweren Herzens zum Schwert. Wer heute seine Briefe und Befehle aus jenen Tagen liest, der ist erschüttert von dem Kampfe, den der große Mensch und König im Gefühle seiner Verantwortlichkeit mit sich bestehen mußte. Keinen Herzens konnte er sagen: „Ich bin unschuldig an diesem Kriege; ich habe alles Menschenmögliche getan, um ihn zu vermeiden, aber wie groß die Friedensliebe auch sei, nie darf man ihr Sicherheit und Ehre opfern.“

Zum Kampfe gezwungen, wurde er doch vom Feindbunde als Friedensbrecher vor aller Welt in einer Flut von Schmähschriften hingestellt, um so mehr, als sein erster Stoß einem „unschuldigen Neutralen“ galt. Unmittelbar in der Nähe seiner Waffenfabriken saß, zum Kriege entschlossen — aber erst „wenn der Reiter im Sattel wankt“ —, ein Neutraler. 1756 hieß er Kursachsen, 1914 Belgien.

In Kursachsen regierte unumschränkt Graf Brühl. Seine unfassbar erscheinende Schaukelpolitik erklärt ein Wort: Schlesien. Kursachsen war mit Polen durch die Person des Herrschers verbunden. Zwischen beiden Ländern lag trennend Schlesien. Sachsen brauchte eine Verbindung, „einen Korridor“, einen offenen Weg. Wer Schlesien hatte und ihm nichts davon

geben wollte, war Brühls Feind. So hatten im ersten Kriege um Schlesien die Sachsen mit den Preußen gefochten gegen die Weißröcke Österreichs. Als der Sieger Preußen diese Lande besetzte und Sachsen seine Wünsche unerfüllt sah, trat Brühl auf die andere Seite. Mit welchem Erfolg, sagen die Namen der Niederlagen bei Hohenfriedberg, Soor, Katholisch-Hennersdorf und Kesselsdorf.

Während der Friedensjahre war Sachsen in engste Beziehung zu den um Maria Theresia gescharten Feindbund getreten, hatte das Versprechen einer Landverbindung bekommen und selbst zugesichert, daß es zunächst äußerlich neutral bleiben, aber „dem im Sattel schwankenden Reiter“ den Todesstoß versetzen wolle.

König Friedrich wußte das. Der sächsische Kanzlist Menzel hatte ihm alle geheimen Abmachungen im Dresdner Archive abgeschrieben! So galt denn der erste Schlag dem falschen Neutralen. Das sächsische Heer sollte in seinen Standorten überfallen und unschädlich gemacht, Sachsens Schicksal aber untrennbar mit dem preußischen verbunden werden.

In drei Heersäulen trat König Friedrich am 28. August 1756 den Marsch nach Sachsen an. „Nun wollen wir dem dicken Nachbar einen Besuch machen!“ Während von Westen her Prinz Ferdinand von Braunschweig über Leipzig—Chemnitz—Freiberg, von Osten Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern in Richtung Gitschbach bei Stolpen vorstieß, marschierte der König auf dem linken Elbufer über Strehla=Lommahsch auf Rothschönberg bei Deutschenbora los. Planmäßig hatten die Heere am Abend des 6. September ihre Ziele erreicht, am 7. wurde gerastet, am 8. von allen Seiten der Vormarsch auf Dresden angetreten mit 50 000 Infanteristen, 16 000 Reitern, 140 Batterien, 82 schweren Geschützen und 90 Brückenfähnen.

Erstaunt hatten die Döbelner gesehen, wie in den letzten Augusttagen ihre Soldaten, das Lubomirskische Infanterieregiment, eiligst packten und abzogen. Nur durch schleunigsten Abmarsch entgingen sie dem Schicksal, in ihrem Standort gefangen genommen zu werden. Wie 110 Jahre später wollte sich das

sächsische Heer mit den Bundesgenossen in Böhmen vereinigen. Zu diesem Zwecke wurden die Truppen am 2. September auf der Pirnaer Hochfläche zusammengezogen, um von hier aus gemeinsam nach Süden abzumarschieren. Allein ehe es dazu kam, waren sie von den von allen Seiten andringenden Preußen bereits eingeschlossen und mußten nach Wochen der Not und Entbehrung am 14. Oktober ausgehungert die Waffen niederlegen.

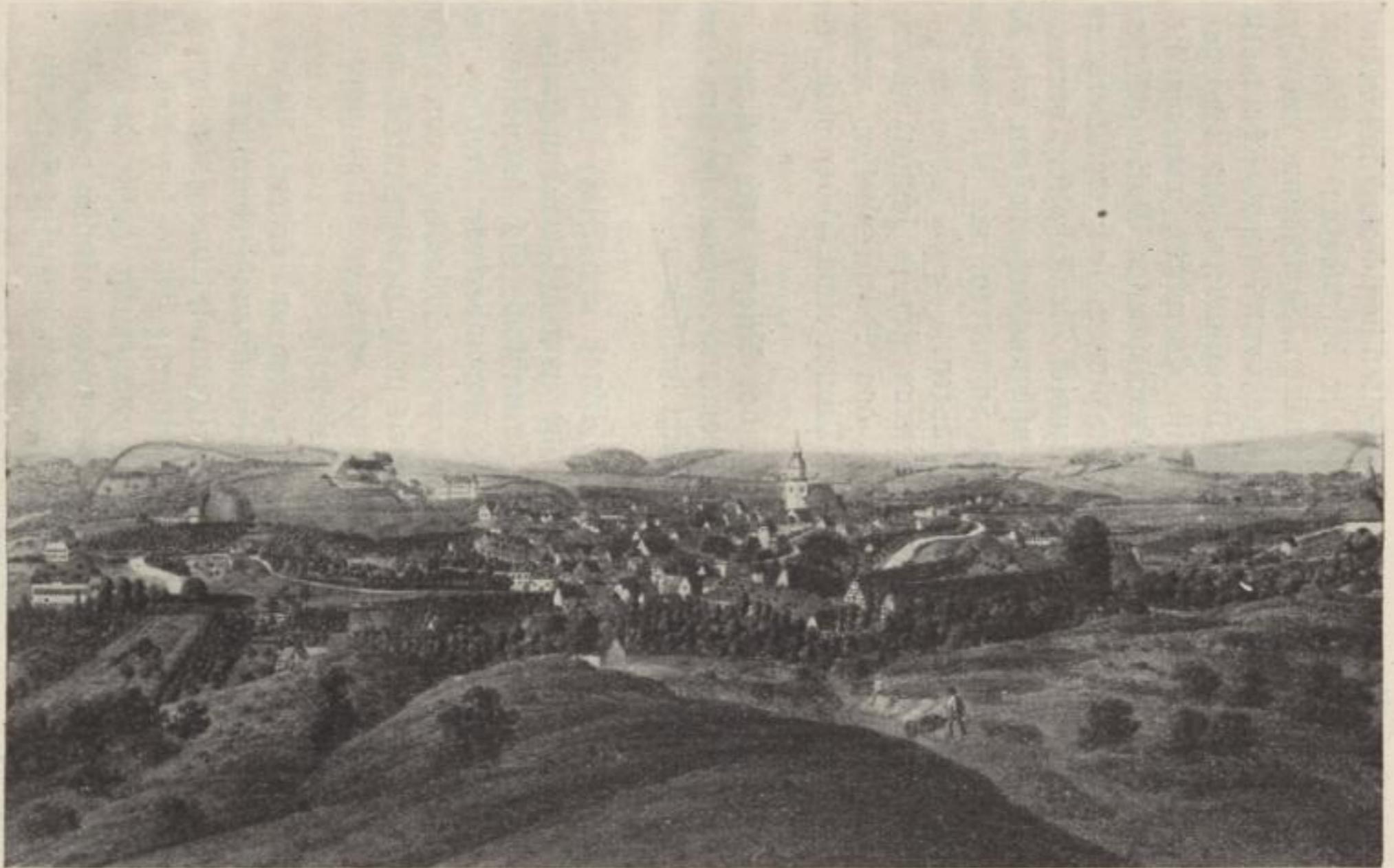
So war Kursachsen, wie das neutrale Land von 1914, sofort Kriegsschauplatz geworden und blieb es den ganzen langen Krieg hindurch.

Kaum waren die Lubomirski-Infanteristen in Döbeln zum Niedertore hinaus, als auch schon preußische Reiterspitzen auftauchten. Prinz Ferdinand zeigte dem Käte an, daß sein König das Land „quasi en dépôt genommen“ hätte und daß nunmehr nur noch ihm zu gehorchen wäre.

Damit beginnt der endlose Zug der Leiden: Durchmärsche, Einquartierungen, Lieferungen von Lebensmitteln und Futter, Kriegssteuern, Brandschätzungen und Seuchen und vor allem, was das schwerste war, Stellen von Landeskindern als Rekruten zum feindlichen Heere. Was im Laufe der 6¹/₂ Jahre unerbittlich verlangt wurde, ist kaum mehr zu berechnen. Im Stadtarchive liegen die Akten, die zu erzählen wissen von der Not und dem Jammer, der über die Stadt hereingebrochen war.

Schon am 4. September rückten Preußen in Döbeln ein. Die Häuser wurden mit 20 und mehr Mann belegt. Am 14. November kam auf einen Monat das Regiment Alt-Kleist, 2200 Mann stark; es wurde vom 14.—24. Dezember durch das berühmte Regiment Gensdarmes abgelöst, fehrte aber dann zurück und blieb hier in den Winterquartieren bis zum 20. März 1757.

Die Preußen bewahrten strenge Zucht; sie sprachen dieselbe Sprache und hatten denselben Glauben, so daß sich bald erträgliche Verhältnisse entwickeln konnten. Ihre Sonntagsgottesdienste wurden von den Döbelnern so fleißig besucht, daß sie aus der alten Niedergottesackerfirche bald nach St. Nicolai verlegt werden mußten. Freilich, was die Soldaten brauchten



Döbeln von Südwest
Anfang des 19. Jahrhunderts

Photo: Sächs. Landesbildstelle

und nicht freiwillig bekamen, das holten sie sich nach Soldatenart selber. So verschwanden bald alle brennbaren Stoffe, wie Zäune, Hopfenstangen, Schuppentüren, Stallbäume und ähnliches, denn der Soldat sitzt gerne warm, sogar sehr warm. Es gibt nichts Wärmeres als eine Wachtstube, wenn noch irgend etwas Brennbares in der Nähe ist. Es wurde zwar viel Holz aus dem Dittersdorfer und Großweißschener Walde geliefert, aber das langte immer nicht. Auch gingen die Herren Soldaten, die im Winterquartiere nicht allzuviel Dienst hatten, gern auf die verbotene Jagd, um ihre Verpflegung aufzubessern, und die einheimischen Nimrode sahen mit Schaudern, wie sie ihnen das weidgerecht gehegte Wild wegknallten.

Aber trotz alledem, man vertrug sich, so schmerzlich auch Lieferungen und Lasten und das Rekrutenstellen waren. Aus der Stadt mußten in diesem Winter etwa 60 den verhaßten blauen Rock anziehen.

Noch war man am Anfange des Kriegs, noch bestand im Heere Friedenszucht und Friedensart. Kampfeszorn und Schlachtengraus erfüllten noch nicht die Herzen. Nach und nach wurde es anders.

Am 25. November soll (nach Hingst und Bilz) der König selbst in Döbeln gewesen sein, und zwar auf der Durchreise in Begleitung seines Adjutanten Grumbkow. Ich bezweifle das sehr. Denn der König ist am 23. November von Dresden nach Leipzig gereist. Am 24. besuchte er das Schlachtfeld von Lützen und kehrte am 25. über Weißenfels nach Dresden zurück, wo er nicht spät angekommen sein kann, denn er erließ noch am selben Tage einige Gesandtschaftsbefehle.

Das Jahr 1757 brachte neue Lasten und erneute die alten. Dem Regimente Alt-Kleist folgte das Grenadierbataillon Bornstädt, lauter „gepreßte“ Sachsen. Als am 1. April einige hundert Mann davon abkommandiert wurden, stellte der Rat nicht rechtzeitig Wagen und Pferde und erfuhr dafür die ersten „Sanktionen“. Major von Bornstädt setzte nämlich einige Ratsherren so lange auf der Hauptwache fest, bis seine Forderungen erfüllt waren.

Die Teuerung stieg. Arbeit gab es nur noch in der Landwirtschaft; Erwerbslosenunterstützung kannte man nicht. „Alles lief betteln.“ Es fehlte bereits an Zugvieh, schon mußten die Felder vielfach mit Schiebeböcken bestellt werden. Der Gemeindegemeindehirt hatte nicht ein einziges Schwein zum Austreiben.

Der Krieg selbst verschonte die Gegend noch. Friedrich suchte auf böhmischen Schlachtfeldern die Entscheidung. Im Mai kam die Kunde von der Prager Schlacht, im Juni die von des Königs schwerer Niederlage bei Kolin und von seinem Rückmarsche nach Sachsen. Die Angst, daß nun bald das Land Kampfplatz würde, ergriff die Gemüter um so mehr, als man schauernd hörte, daß die verbündeten Österreicher Zittau in Asche gelegt hatten.

Am 12. August erschien ein Zug österreichischer Husaren, die ersten „Verbündeten“, die man nach einem Jahre Krieg sah. Sie nächtigten auf den Greußniger Wiesen. Nach einem Scharmügel in der Leisniger Gegend verschwanden sie wieder.

14 Tage später kamen preußische Szeikulihusaren an und klärten gegen Freiberg auf, wo ein leichtes österreichisches Korps aufgetaucht war, geführt von einem unbekanntem, aber sehr geschickten Oberst, der bald einer der ersten Feldherrn des Kriegs werden sollte — Laudon. Dieser merkwürdige Mann, eine Mischung von unbezwinglicher Tatkraft im Dienste und träumerischer, verschlossener Schwermut im Leben, hatte festgestellt, daß der König sein Lager in der Lausitz verlassen und sich mit den besten Truppen nach Westen gewandt hatte. Ohne eine Weisung seines Oberbefehlshabers, des Prinzen Karl von Lothringen, abzuwarten, entschloß er sich aus freien Stücken, den König zu begleiten. In dünnen Linien marschierte er neben ihm her, sah alles, meldete vor- und rückwärts. Wütend schrieb der König an den Gouverneur von Dresden, den General Sinf: „Die famose Canaillen haben eine solche amitié vor uns, daß sie mir nicht verlassen. Ich habe sie alle um und vor mir. Wenn also nach Dresden was kömmt, so muß es ein anderes Geschmeiß von die Grasteufels seindt.“

Der König hatte einen großen Schlag vor. In der Gotha—Erfurter Gegend sammelten sich Franzosen und Reichstruppen,

die ja nun auch, nach einer Mobilmachung von neun Monaten!, endlich im Felde erschienen. Dieses vereinigte Heer, mehr als doppelt so stark wie er selbst, wollte er angreifen und schlagen, um etwas Luft zu bekommen und die Gefahr von Magdeburg abzuwenden.

Sein Vorhutführer, der am letzten Augusttage mit den grünen Szeulihusaren und den Kattdragonern durch Döbeln kam, war ein 36jähriger Generalmajor, der sich bei Lobositz, Prag und vor allem am Unglückstage von Kolin hohen Ruhm erworben hatte, eine der prächtigsten Reitergestalten des deutschen Heeres aller Zeiten — Seydlitz. Jetzt ritt er seinem schönsten Tage entgegen, später sollte er in schwieriger Lage oft mit Döbeln zu tun haben.

Einen Tag später folgte ihm der König mit dem „Klumpen“, wie er die Masse gern nannte. Am 1. September 1757 rückte er, von Toppshädel und dem Zuchhöf kommend, in Döbeln ein. Nun sahen die Döbelner und die Döbelnerinnen endlich einmal den Mann, der zwar der Feind ihrer Heimat war, in dessen Lagern aber Deutschlands Zukunft weilte. Er war nicht mehr der strahlende Held der ersten beiden Kriege und des Kriegsbegins. Gerade jetzt lasteten schwere Sorgen auf ihm. „Ich glaube dieses Jahr an keinem Glücke“, hatte er eben seinem Freunde Winterfeld geschrieben, „das sind schwere Zeiten, weiß Gott, und solche beflommene Umstände, daß man ein grausames Glücke braucht, um sich aus allem diesen durchzuwickeln.“ Schlimmste Nachrichten waren vom westlichen Kriegsschauplatz gekommen. Aber trotz aller Sorgen war er entschlossen. „Rechnen Sie darauf, daß wir uns gut schlagen werden, und daß der Feind zum Verderben unseres Vaterlandes nur vordringen wird, wenn er sich mitten durch unsere Leichen den Weg bahnt. So denke ich, so denkt mein Heer!“, schrieb er an den schwankend gewordenen Kurfürsten von Hannover. „Ich vom Schiffbruch bedroht, muß, trozend dem Sturme, denken, leben und sterben als König.“ Gerade aus diesen Septembertagen fand ich zum ersten Male für den erst 45jährigen in einem Soldatentagebuche die Namen „Alter Fritz“.



Generalleutnant Friedrich Wilhelm Grh. von Seydlitz

Wochen vergingen. Es wurde Herbst, das Reformationsfest war vorüber, da kam die Nachricht, daß der König bei Roßbach die Franzosen aus dem Lande und die Reichsarmee nach Hause gejagt hatte. War der König auch nach der Kabinettspolitik ein Feind des Landes, er war ein Deutscher! Nun hatte er die verhaßten Franzosen geschlagen, deren Schandtaten am Neckar und am Rheine wie in der sonnigen Pfalz noch in aller Gedächtnis lebten. Durch alle deutschen Lande ging ein stiller Jubel! Wie oft traf das Schicksal die Sachsen, mit dem Herzen bei dem zu sein, den es mit den Waffen bekämpfte! 1813, 1866!

Den Sieger von Roßbach sahen die Döbelner nicht wieder, er eilte von Thüringen, „wie ein Weberschiff“, nach Schlesien auf der großen Poststraße über Klappendorf. Wohl aber den Helden des herrlichen Reiterkampfes sollten sie näher kennenlernen.

Schwerer wurden die Kriegslasten. Dem harten Winter folgten 1758 ein schweres Frühjahr, ein drückender Sommer und ein lastender Herbst. Freund und Feind zogen in kleinen Abteilungen durch die Döbelner Gegend, beide waren gleich im Fordern und im Nehmen. Doch war das Jahr 1758 hier erträglich. Die Ernte war verhältnismäßig gut ausgefallen, der Getreidepreis nicht zu hoch. Es folgte ein milder Winter. Man hatte wohl viel von Schlachten gehört, von Zorndorf und Krefeld, von Hochkirch und von den Kämpfen und Märschen des Prinzen Heinrich in der Pirnaer Gegend, aber immer war das Gewitter gnädig an der Stadt vorbeigegangen. Man hatte mit Zittern vernommen, daß Graf Schmettau, der Gouverneur von Dresden, die schöne Pirnaische Vorstadt mit 285 Häusern weggebrannt und 3000 Menschen obdachlos gemacht hatte, aber man hatte selbst noch ein Dach über sich und konnte für die Dresdner sammeln. Was war gegen solche Not die Last der Einquartierung und der Kriegssteuern!

Trüber wurde es im Jahre 1759. Als der Sommer zu Ende ging, Ende Juli, war zum ersten Male seit Kriegsbeginn das Land bis auf die Festungsbesatzungen frei vom Feinde. Der König hatte alle Seldtruppen an sich nach Schlesien gezogen,

wo die Entscheidung heranzureifen schien. Jetzt war die Zeit für das Reichsheer gekommen, das langsam durch Thüringen heranzog und nun auf dem gefahrlosen Kampfgebiete erschien, begrüßt mit dem alten Witz, der Titel Exercitus Imperialis Semper Augustus hieße auf deutsch: Das kaiserliche Heer kommt immer erst im August!

In Leipzig stand kein Gegner von Bedeutung. General von Hausen übergab am 5. August die Stadt und sein Garnisonregiment, lauter gepreßte Sachsen, die nun machten, daß sie wieder heimkamen. Ähnlich fiel Torgau am 14. und Wittenberg am 21. Behutsam und vorsichtig trat der Reichsgeneralissimus Pfalzgraf Friedrich Michael von Zweibrücken den Vormarsch auf Dresden über Wurzen—Hof—Meißen an. Nur leichte Seitendeckungen berührten dabei die Döbelner Gegend.

In diesen Tagen schrieb der furrierische Oberst von Brackel an seinen Kurfürsten: „Wenn wir nicht bald wieder aus Sachsen gehen, so wird endlich die ganze Reichsarmee denen sächsischen Frauenzimmern zu Theil, umb so mehr, weil in hiesigen Ortschaften das Mannsvolk rahr (sie waren ausgerissen, um nicht gepreßt zu werden) und denenselben oftmahls ansehnliche Landgüter durch die Frauenzimmer angetragen werden. Gemeine Leute können 14—15 000 Thaler mit einem Mädcl bekommen.“ Allein bald sorgten die Preußen dafür, daß es den „Reichlern“ nicht zu wohl wurde.

Wohl nahm das Reichsheer am 4. September Dresden, gerade noch im letzten Augenblicke, als der Anmarsch eines Entsatzkorps bereits gemeldet war. Am 8. aber besetzte General von Wunsch, den der König nach der Kunersdorfer Niederlage gegen Sachsen geschickt hatte, Torgau nach einer schweren Niederlage eines Theiles der Reichsarmee wieder, ebenso fiel Wittenberg alsbald wieder in preußische Hände.

In der Hingst-Bilzischen Chronik von Döbeln wird (S. 208) erzählt, am 5., 10. und anderen Septembertagen wären viele österreichische Truppen durch die Stadt marschirt. Das stimmt nicht. Der Angabe liegt sicher ein Lesefehler zugrunde. Man schrieb nämlich im 18. Jahrhundert den September nicht mit

IX, sondern mit VII = septem, siebenter Monat. Mit IX schrieb man den November = novem, neunter Monat nach altrömischen Gebrauche.

Im September blieb Döbeln noch verschont. Am 23. konnte der preußische General Sinf dem mit k. k. Truppen verstärkten Reichsheere zwar eine Niederlage bei Löthain beibringen, als ihn aber Daun mit stärkeren Kräften am 1. Oktober wieder angreifen wollte, war er verschwunden und nach Strehla zurückgegangen. Nun rollte die Welle des Krieges wieder nach Norden. Feldmarschall Daun schickte zur Deckung seiner linken Flanke den Obersten von Bosfort mit 4 Schwadronen Dragonern und 300 Kroaten an die Mulde, er „solte viel Geräusch machen und sehr sorgsam sein“. Bosfort breitete sich in der ganzen Muldengegend aus, kam also auch nach Döbeln und folgte dann dem Vormarsche der Hauptarmee über Döbeln—Grimma—Eilenburg als linke Seitendeckung.

Die große Woge, die die Preußen wegschwemmen sollte, brandete aber bald an der preußischen Mauer, die Prinz Heinrich, nunmehr als Oberbefehlshaber, gestützt auf Torgau und Wittenberg errichtete. Daun versuchte immer und immer wieder die preußische rechte Flanke zu umfassen. Bei dem letzten dieser Versuche erlitt sein General Prinz Ahremberg eine schwere Schlappe bei Dommitzsch durch Sinf und Wunsch. Mit größtem Geschick nutzte Prinz Heinrich diese Gelegenheit aus, die ihn hinter die linke österreichische Flanke gebracht hatte. Sinf wurde verstärkt und führte des Prinzen Auftrag, unermüdlich auf des Gegners Flanke zu wirken, so trefflich aus, daß Daun den Rückmarsch antrat. Über Dahlen—Oschätz—Lommatsch zog er nach der Triebisch, langsam, aber unaufhaltbar, zumal als die unangenehme Nachricht eintraf, der König käme selbst nach Sachsen.

So den Gegner nur durch Manöver vor sich hertreibend, erreichte der Prinz am 7. November Lommatsch. Sinf und sein Vorhutführer Wunsch säuberten die Gegend von Leisnig bis Mügeln von den Truppen Bosforts und Brentanos, der jetzt als Abschnittskommandeur auftritt. Bosfort ging als äußerster Flügelschutz am 6. von Grimma auf Waldheim,

Brentano über Döbeln auf Roßwein zurück, wo er am 6., vor-
mittags 10 Uhr, anlangte. Die lange Nachhutlinie Lüttewitz—
Mochau—Redemitz—Strölla glaubte er so lange halten zu
können, bis Bosfort, mit dem er bei Schweta—Ziegra Ver-
bindung hielt, die Brücken von Leisnig, Colditz und Rochlitz
zerstört hätte. Allein bereits am folgenden Tage, am 7., mußte
er seine Nachhuten über die Mulde zurücknehmen. Er ritt auf
bedrohliche Meldungen hin selbst nach Döbeln zurück, fand aber
um 2 Uhr mittags Wunsch bereits auf dem Staupitzberge mit
etwa 6000—7000 Mann vor und erfuhr, daß starke Artillerie
im Anmarsche wäre. Da „die feindliche herumflatternde
Husaren schwarze, grüne und rothe wären“, vermutete er, daß
das preußische Korps Rebentisch ebenfalls auf dem Kampf-
platze eingetroffen wäre, und haute so schnell ab, daß er um
4 Uhr bereits darüber aus Roßwein berichten konnte.

Wunsch drängte nach. Er war am Abend bereits in der
Linie Mahlitzsch—Kobelsdorf—Ossig—Petersberg mit Spitzen
und nahm die Front nach Nossen. Obwohl Daun noch abends
Brentano befahl, zu bleiben, wo er wäre, er selbst bliebe auch
stehen, zog dieser Bosfort an sich und wich nach Nossen aus.
Am 9. verschwand er, vom Zellwald gedeckt, hinter der Mulde.

So wurde im letzten Augenblicke ein ernstest Kampf um
Döbeln vermieden. General von Sincé folgte seiner Vorhut und
nahm am 11. im Pfarrhause zu Ehdorf Quartier.

Das Wetter war kalt und winterlich geworden. Es schneite
sehr; die Wege wurden grundlos. Am 14. November griff der
König bei Krögis selbst ein. Hier auf dem Gefechtsfelde gab er
dem aus Augustusberg herbeigekommenen Sincé persönlich in
ungnädigster Form den Befehl, der ihn nach Magden und ins
Verderben führte.

Das Land zwischen Elbe und Mulde war von Freund und
Feind verwüstet. „An den wenigsten Orten wird noch ein Halm
Heu oder eine Gerste- und Habergarbe oder ein Wirrgebund
sein“, schreibt Kriegsrat Schützler aus Ifendorf, und Herr von
Wesenig auf Casabra berichtet: „Viele tausend Menschen werden
vor Hunger und Blöße bei dem herannahenden Winter krepiren

und zu Gott um Rache schreien, wie unsere Freunde und Hilfsvölker mit uns umgehen. Da ist kein Dorf, so vor der Fronte der großen Armee oder seitwärts liegt, worinnen nicht von den herumstreichenden Partheien erschlagene, erschossene und krumm und lahm geschlagene Leute sich befinden." „Unsere Allirten ruiniren uns mehr als der Feind“, berichtet der sächsische Leutnant Hartung, „man verlangt vom sächsischen Unterthanen Liebe, da man doch in vielen Stücken ärger als der Feind verfährt. Die Preußen nehmen zwar, lassen aber doch zu leben, unsere Allirten nehmen nicht allein, sondern begehen dabey auch noch die betrübtesten Mordthaten; ich schreibe frei und wie es sich in der That befindet, aber noch nicht genug, jeder, der es siehet, kann nicht anders schreiben, will er ein wahrer Patriote seyn.“

Was man nicht mitnehmen konnte, wurde verdorben und für den Gebrauch ungenießbar gemacht. „Ich kann es fürwahr denen sächsischen Unterthanen nicht verdenken“, schreibt der Baron von Guttenberg aus dem Hauptquartier des Reichsheeres an den Bischof von Würzburg, „daß sie uns nicht sonderlich mögen, denn wir machen es darnach!“

Diese wenigen aus der reichen Fülle der Berichte herausgegriffenen Stellen sprechen eine deutliche Sprache für die Not unserer Heimat. Es wurde nicht besser, als man die Winterquartiere bezog und mit starken Einlagerungen die Orte belegte.

Voll Sehnsucht blickte man in diesem harten Kriegswinter dem Frühling entgegen, der vielleicht Erlösung bringen könnte. Hörte man doch, daß König Friedrich dem Feindbunde ein Friedensangebot gemacht hatte! Es ging ihm aber wie dem Kaiser Wilhelm mitten im Weltkriege: man legte seine guten Absichten als Schwäche aus und verdoppelte die Anstrengungen, so daß das neue Jahr 1760 nur neue und schlimmere Plagen und Nöte über Sachsen brachte.

Da der König die Linie Freiberg—Wilsdruff—Meißen, Gesicht nach Dresden, hielt, war die Döbelner Gegend unbestritten in seiner Hand. Es kam daher hier auch zu keinen kriegerischen Ereignissen. War die Einquartierung auch froh,

daß sie nicht in den berüchtigten „Eislagern“ um Wilsdruff zu stehen brauchte, so hatte die Stadt doch eine furchtbare Last zu tragen. Zu der grimmigen Reihe der Leiden von Kriegsteuern, Beitreibungen, Lieferungen und zu der Raumnot bei Mangel an Heizstoffen kamen die vielen Lazarette mit ihren Seuchengefahren und die immer erneuten Rekrutenstellungen für das feindliche Heer. Als die Stadt nicht rasch genug die geforderten 56 Mann aufbrachte, da die jungen Burschen ausgerissen waren, setzte der Kommandant ihre Väter und Mütter in Arrest. Das half freilich nichts, denn die Burschen erfuhren nichts davon, und die Eltern wußten nicht, wo sie steckten. Nach acht Tagen, die den Eingesperreten lange genug vorgekommen sein mögen, begnügte sich der Kommandant mit der Zahlung von 50 Talern für den Mann, eine ziemlich hohe Summe, die noch dazu schwer zu beschaffen war, weil es fast keine Taler mehr gab! Die waren eingehamstert und hatten sich in geheime Kommoden und stille Winkel zurückgezogen. Es gab nur noch fast wertloses Kriegsgeld, nicht wie in der Inflation auf der Notenpresse hergestelltes, sondern von König Friedrich mit echten sächsischen Münzstempeln aus ganz minderwertigem Metall geschlagenes! Da der Leipziger Jude Ephraim es unter die Leute brachte, nannte man dieses Falschgeld Ephraimiten. Die Preußen nahmen aber das unterwertige Geld selbst nicht, sie wollten „gute Groschen“!

Das Jahr 1760 brachte dem Sachsenlande schweres Unheil! Nach längerem Hin- und Hermarschieren zwischen der Elbe und dem Queis gelang es dem König zwar nicht, Daun zur Schlacht zu zwingen, wohl aber konnte er ihm Absichten auf Schlesien vortäuschen. Der Feldmarschall eilte ihm dahin voraus — ins Leere, während Friedrich rasch umkehrte und sich in Eilmärschen — fast auf derselben Straße und mit derselben Marschleistung wie 1813 Napoleon — auf Dresden stürzte. Er nahm Stadt und Festung nicht, ließ sie aber als Trümmerhaufen nach einer entsetzlichen Beschießung zurück. 609 Wohnhäuser lagen in Asche, als er sich Ende Juli geschickt der drohenden Umflammerung bei Dresden entzog und nach Schlesien abmarschierte.

Das in Sachsen zurückbleibende Korps Hülsen wurde von Meißen gegen Strehla, Torgau und Wittenberg zurückgedrängt; es wiederholte sich fast genau der Elbfeldzug vom vergangenen Jahre. Im Augenblick der höchsten Not erschien der König wieder an dem Strome und schlug am 3. November die schwere Schlacht bei Torgau. Wieder wie vor einem Jahre ebte der Krieg nach Dresden zurück, und die Winterquartiere wurden wieder hinter der gleichen Linie Freiberg—Wilsdruff—Meißen bezogen. Nach Döbeln kam der alte Generalleutnant von Sorcade de Biaix, den die Soldaten „das alte Mutterken“ nannten, ein im Verkehr wenig angenehmer Herr, der „weiter nichts für sich hatte als eine lange Dienstzeit“. Er blieb mit dem Regiment „Von der Goltz“ 4½ Monate hier, vom 2. Dezember 1760 bis 15. April 1761. Vom Kriege selbst hatte Döbeln in diesem Jahre nichts verspürt.

Die ungeheuren Verluste an Menschen und Kriegsgerät zwangen den König nun zum Verteidigungskampfe. 1761 und 1762 sind die Jahre des Grabenkriegs. Während der König in Schlesien als dem Hauptgegenstand des Kampfes selbst den Oberbefehl führte, bekam sein Bruder Prinz Heinrich die Aufgabe, Sachsen gegen einen übermächtigen Feind zu halten und zu sichern.

Er bezog die bald in der ganzen Welt bekannte „Kazenhäuser Stellung“, über die ich im 35. Heft der „Geschichtlichen Wanderfahrten“ eingehend berichtet habe. Der linke Flügel des Prinzen war Meißen. Da die Meißner Brücke zerstört war, drohte von links keine Gefahr. Die festungsähnliche Stellung lief längs der Triebisch bis westlich Miltitz, bog dann nach Westen ab über Soppen—Kazenhäuser (jetzt Dorf Kazenberg) und benutzte den die ganze Gegend beherrschenden Höhenzug Radewitz—Saultitz. Der aus Litzbach und Grabbach zusammengesetzte Keßerbach begrenzte die Stellung im Westen (heute etwa Bahnlinie Starbach—Lommatsch).

Die ganze Stellung war auf das stärkste verschanzt. Ein dichter Gürtel von Befestigungen, Erdwerken, Unterständen, Wolfsgruben, Sperrungen umgab sie. Die nach dem Süden

und nach Westen glacisartig abfallenden Höhen boten eine weite Sicht und ein Schußfeld, wie es selten zu finden ist. Das Vorgelände wurde mit Feldwachen und vorgeschobenen Werken, mit Wasserstauungen und anderen Fronthindernissen gesichert. Der Westen, die schwächste Seite der Stellung, konnte zu Umgehungen reizen, wie es auch an Versuchen dazu nicht gefehlt hat; hier sollten lebhafter Streifdienst und öftere Reitervorstöße Überraschungen verhindern.

Eine zweite Stellung entstand nach und nach in der Lomaxscher Gegend. Sie sollte im Notfalle als Aufnahmestellung dienen.

Zur Deckung dieser wichtigen, ganz Mittelsachsen beherrschenden Kazenhäuser hatte der Prinz nur 30 000 Mann zur Verfügung, von denen zwei Drittel kampffähig waren. Der König hatte die besten Truppen mit nach Schlesien genommen!

Ihm gegenüber stand der k. k. Feldmarschall Daun in der Linie Dresden—Dippoldiswalde, ein vorgeschobenes Korps befehligte General Lacy bei Boxdorf, Vorposten unter General von Ried in Linie Briesnitz—Gorbitz—Nordrand des Tharandter Waldes. Was dazwischen lag, war Niemandland, d. h. es wurde von beiden Teilen ausgeplündert.

Dauns Heer war meist doppelt, oft dreimal so stark wie das des Prinzen. Beide Feldherren hatten Befehl, nicht anzugreifen, bis nicht in Schlesien Entscheidungen gefallen wären. So konnte man in Sachsen auf einen ruhigen Feldzug hoffen, zumal die Reichsarmee, die im Vogtlande stand, keinen Wert auf Zusammenstöße mit dem Gegner legte.

Döbeln lag wieder recht günstig und genoß den Vorzug seines Fehlers, nicht von der Hauptverkehrsstraße berührt zu werden. Allein, das sollte sich bald zuungunsten der Stadt ändern!

Dem Hauptquartiere des Prinzen Heinrich waren zwei hervorragende Reiterführer beigegeben: Seydlitz und Kleist. Seydlitz tat seit seiner schweren Verwundung bei Kunersdorf zum ersten Male wieder Dienst, aber sein Gesundheitszustand war noch ganz schlecht.

In seiner Abwesenheit hatte sich der junge Friedrich Wilhelm Gottfried Arndt von Kleist zu einem glänzenden und verwegenen Reiterführer entwickelt. Als blutjunger Leutnant war er mit den grünen Husaren in den Krieg gezogen, 1759 war er bereits Oberst. Der König beauftragte ihn, ein Freikorps von 20 Schwadronen Freihusaren, Freidragonern, „Kroaten“ und Fußjägern zu bilden. Dem bald weitbekannten Husarenoberst strömten von allen Seiten Mannschaften zu. Heimlos gewordene Bauern, stellenlose Kaufleute, Studenten, manche davon nur als „Werksstudenten“ für den Sommerfeldzug, im Winter wurde studiert, dazu aber auch Landstreicher, Fahnenflüchtige, Abenteurer. Alle kamen bei ihm unter, und alle brachte er unter einen Hut, der lebhafteste, lustige, listige, kampfs-, trink- und liebesfrohe Führer. Er ließ nie plündern, hielt strenge Zucht, erlaubte aber alles, was den Soldaten erfreut — und machte selbst mit. Von eiserner Gesundheit und erstaunlicher Körperkraft, kannte er keine Schwierigkeiten und fürchtete sich vor gar nichts. Überall knüpfte er zarte Bande und wurde daher auch immer vorzüglich mit Nachrichten bedient. Sogar mit der Frau des ihm gegenüberliegenden f. f. Generals von Brunian hielt er gute Beziehungen, wie es im österreichischen Berichte heißt, „weil er der Frau General gefiel“. Gleichzeitig hatte er sein Herz an die Witwe des Bergrats von Schönberg in Oberschöna verloren; er besuchte sie, unbekümmert darum, daß ihr Gut mitten im feindlichen Gebiete lag, oft mit einigen Reitern und entging allen Fallen, die man ihm stellte. Ein solcher Mann mußte im kleinen Kriege wie bei großen Unternehmungen die wichtigsten Dienste leisten! Bald drang er bis Freiberg vor, bald überfiel er die Vorposten bei Kesselsdorf oder ritt mit Seydlitz zusammen gegen die Reichsarmee. Sein Bruder ist das Urbild von Lessings „Tellheim“.

Prinz Heinrich hatte während des Sommers 1761 mehr mit dem Hunger als mit dem Feinde zu kämpfen; der Mangel würde ihn aus Sachsen treiben, fürchtete er. Als ihm der König die Gegend von Döbeln, Rosßwein und Lommaßsch zu Lieferungen empfahl, schrieb er: „Sie weisen mir da Verpflegungs-



Prinz Heinrich von Preußen
(gemalt von Danloo 1765)

quellen an in einem Landstrich, wo es keinen Strohalm mehr in den Scheunen gibt und alle Felder unbestellt sind.“

Lebhafter als an der Front ging es im Sommer und Herbst 1761 in Döbeln zu, das immer mehr Ausgangspunkt der Seydlitz-Kleist'schen Vorstöße wurde. Kleist hatte sich hier festgesetzt, und in Döbeln gab es ein bunt Gewimmel allerlei sonderbarer Menschenfinder, die in der grünen Kleist'schen Uniform steckten. Im Nieder- wie im Obergasthose (jetzt Stadt Altenburg und Sonne) ging es manchmal recht stürmisch zu. Das war die Zeit, in der sich ein wunderlicher Abenteuerroman hier abspielte, hinter den ich während meiner Arbeiten nur stückweise nach und nach kam. Hauptpersonen waren darin Kleist, Frau „Fürchtegott“ von Gablenz, geborene von Brandenstein auf Hermsdorf und ein edles Betrügerpaar, von denen sich der eine „Don Luis von Cordoba, Infant von Spanien, Erzbischof von Toledo, Kommandant der gesamten spanischen Kavallerie“, der andere bescheiden nur „Graf Navarra“ nannte. Beide waren „freiwillige Jäger“ unter Kleist, „um das preußische Heer kennenzulernen“, beide bezahlten nicht mit Geld, sondern mit Edelsteinen, natürlich falschen, von denen sie immer die Taschen voll hatten. Ganz Döbeln sprach nur von den vornehmen großen Herren, die bei Kleist oft zu Tische, ja selbst zum Prinzen Heinrich eingeladen wurden. Aber plötzlich waren sie verschwunden und tauchten — im feindlichen Hauptquartier auf. Ausführliches über diese spannende Geschichte kann hier nicht erzählt werden.

Die Ernte des Jahres 1761 war noch schlechter als die des Vorjahres. Die Not des Landes veranlaßte die Regierung, immer aufs neue in Wien auf Befreiung zu drängen. Hier hatte man schon lange nach einer Gelegenheit geschaut, Sachsen zu befreien oder wenigstens den Prinzen Heinrich bis in die Torgauer Gegend zurückzudrängen. Nach der Eroberung von Schweidnitz durch Laudon wurden Kräfte frei.

Diese Gelegenheit wollte auch der Hofkriegsrat in Wien, möglichst ausnützen. Denn nun würde Prinz Heinrich keine Verstärkungen bekommen können, wohl aber Truppen nach

Schlesien abgeben müssen. Dann wäre sein camp infernal, sein höllisches Lager, nicht zu halten!

Allein, Daun wollte nicht! Und was er nicht wollte, war für Maria Theresia „unmöglich“. Er hatte zwar ohne Verstärkungen 20 000 Mann jetzt bereits mehr als der Prinz; nach dem Eintreffen neuer Korps stand die Partie 65 : 30. „Was braucht man mehr, um den Prinzen zu besiegen?“ fragte Brühl, und antwortete gleich selber: „Ich weiß recht gut: einen tätigeren und unternehmenderen General!“

Das einzige, zu dem sich der Marschall entschließen konnte, war ein „Manöver“, um die Linie Dresden—Freiberg—Chemnitz gegen Unternehmungen Seydlitzens zu sichern. Wenn er dabei auf die Mitwirkung der tatenlosen Reichsarmee hoffte, täuschte er sich, denn sie führte immer noch sein stiller, aber erbitterter Gegner Serbelloni. Jedoch im eigenen Lager hatte Daun drängende Kräfte, vor allem den Feldmarschalleutnant Andreas Hadik von Sutaß, einen General, der selbst im Munde seiner Gegner nur den einen Fehler hatte, daß er seine Frau überall mit hinnahm, die, eine geborene Gräfin Lichnowska, bei den Vorposten ebenso zu Hause war wie im Kriegsrat und in der Küche, für die sie an die Sachsen ziemlich hohe Ansprüche stellte. Der sächsische Bevollmächtigte im Hauptquartier, von Stutterheim, schrieb an Brühl, die Gräfin hätte ihr Meißner Porzellan-service bei irgendeiner Gelegenheit verloren, und sie hätte dem sächsischen Hauptmann Lindt zu verstehen gegeben, daß sie gern ein neues hätte. Sofort bestellte der Premierminister eins! Hadik wußte davon kaum etwas; es bedurfte nicht eines Geschenkes, um ihn zum Angriff geneigt zu machen. Er, der tatkräftige, rastlose Mann, der durch und durch Soldat war, versauerte in seinem Stabsquartier Dippoldiswalde und sehnte sich immer nach Marsch und Kampf. Er hatte einen Plan ausgearbeitet: die Winterquartiere zu sichern und mehr Land in Besitz zu bekommen. So weit wie die sächsischen Forderungen ging er freilich nicht; es erschien ihm nicht möglich, die Linie Gröba—Wechselburg zu erreichen. Er dachte an die Mulde vorzurücken und zunächst die Linie Meißen—Triebisch—Nossen—

Zschopaumündung zu besetzen (heute Bahnlinie Meißen—Schweta—Limmritz—Waldheim). Prinz Heinrich stände dann in einer Zange, und zwar unmittelbar vor ihrem Gelenk. In der Kazenhäuserstellung würde er dann nicht bleiben können.

Der Plan wurde „beangenehmigt“, Hadik die Ausführung übertragen. Zunächst dachte er an der Triebisch nur Scheingefechte zu führen und sich der Mulde von Nossen bis Döbeln zu bemächtigen. Wochenlang strömender Regen verzögerte den Angriff. Die Wege waren so aufgeweicht, daß die schweren Geschütze bis an die Achsen, die Pferde bis an den Bauch versanken. Viel Lust hatten die Generale auch nicht mehr. „Was haben wir denn davon, wenn wir siegen?“, schrieb einer, „— ein ausgefressenes Land!“ Nur Hadik trieb unverdrossen und bei ihm der sächsische Prinz Albert, der gar zu gern einmal eine besondere Aufgabe gehabt hätte.

Endlich Ende Oktober begann der Aufmarsch. Ihn störte Kleist empfindlich. Er ritt mit 200 Freiwilligen mitten in die österreichische Aufmarschlinie hinein, verjagte den General Zettwitz aus dem Nonnenwalde bei Großschirma und holte seine verehrte Frau von Schönberg aus dem Gefahrbereiche von Oberschöna nach Rosßwein; dann kehrte er ohne Verluste nach Döbeln zurück.

Nachdem General von Zettwitz von Hadik, der sehr deutlich reden konnte, nicht gerade anerkennende Worte wegen der Geschichte im Nonnenwalde hatte hören müssen, war man am 5. November endlich angriffbereit.

Früh 5 Uhr, noch in dunkler Nacht, traten 34 000 Mann an; bald entbrannte der Kampf auf der ganzen Linie von Meißen bis zur Mulde. Der Zellwald wurde gesäubert, Nossen genommen und Stadt und Schloß zunächst einmal gründlich — von den Landesverbündeten! — ausgeplündert. Die preußischen Vortruppen kamen mit Mühe und Not noch glücklich über die hochgehende Mulde. Dabei goß es in Strömen!

Bald langte auch Zettwitz mit seinem Korps vor Rosßwein an. Seine Spitze hatte, von Schmalbach kommend, schon bei Eßdorf Widerstand gefunden, der niedergekämpft werden mußte, was aufhielt.

Nach heftiger Kanonade konnte endlich gegen 12 Uhr mittags Oberstleutnant von Dojkowich mit 400 Kroaten zum Sturme gegen die Roßweiner Brücke vorgehen. Das preußische Freibataillon Le Noble wehrte sich zwar tapfer, mußte aber schließlich doch dem immer mehr anwachsenden Gegner weichen. Zettwitz, dem es darauf ankam, bei Hadik wieder guten Eindruck zu machen, meldete, er hätte die ganze Besatzung gefangen — wenn nicht Stadttor und Gassen „verpollwerdet gewesen wären“.

Prinz Albrecht schickte ihm, etwas reichlich und unpraktisch, 5 Kavallerieregimenter, 8 Bataillone und 8 Grenadierkompanien zu Hilfe und rückte selbst bis Greifendorf vor. Der damals 23jährige Prinz (später als Schwiegersohn Maria-Theresias und des Kaisers Herzog von Teschen und Reichsgeneralfeldmarschall) hatte nun sein ersehntes Kommando. Hadik meldete der Kaiserin: „Es hat mich eben das wiederholte und inständig gemachte Begehren veranlaßt, Sr. Kgl. Hoheit dem Prinzen Albrecht das Korps zu bestimmen (zu überlassen), worüber hochdieselben eine ungemeine Freude bezeigen. Ich leithe aber dabey alles in einem solchen Gang, daß nichts widriges zu besorgen seye.“

Gegen Döbeln war zunächst nur der ausgezeichnete junge Husarenoberst von Török mit seinen Palatinalhusaren vorgeritten. Ihn hatte nur wirkungslose Geschützfeuer begrüßt.

Am folgenden Tage gingen preußische Truppen von Seifersdorf gegen Roßwein, Seydlitz von Rähsa-Bodenbach gegen Nossen vor. Zettwitz verstärkte seine Besatzung von Roßwein und suchte auftragsgemäß gegen Döbeln vorzugehen. Als seine Spitze Littedorf besetzte, bekam sie vom Ulrichsberg her Artilleriefeuer und wich. Da brach Kleist zwischen Littedorf und Oßdorf vor und warf die Kroaten völlig über den Haufen, so daß er sie über die Naundorfer Striegisbrücke bis auf die Oßdorfer Höhe verfolgen konnte. Hier aber trat ihm General von Göbnitz mit sächsischer Kavallerie entgegen und nötigte ihn zur Umkehr. Indes, der Vorstoß hatte die ganze Bewegung zum Stehen gebracht. Da nun von der Seifersdorfer Höhe auch Artilleriefeuer gegen Roßwein losbrach, befahl Hadik, daß

Zettwitz die Stadträume, aber die Brücke besetzt hielt. Das geschah, nicht ohne daß die Stadt in aller Schnelligkeit geplündert wurde.

Die Kämpfe endeten hier mit einer Übereinkunft. Jeder blieb auf seinem Ufer und verschanzte sich; die Stadt selbst wurde für neutral erklärt, wie Hadik meldete: „weilen selbe in einer tiefe lieget und nicht soutenable ist.“

Nun sollte es an Döbeln gehen. Am 8. zog Török seine Reitersperre von der Striegismündung über Littedorf bis Waldheim. Ein Rittmeister besetzte mit 100 Pferden Hartha.

Zwar war man nun an die Muldenlinie herangekommen, aber was sollte weiter werden? Die Preußen hatten unerschütterlich ihre Hauptstellungen behauptet, das Hauptquartier war nur dem Kampfplatze näher nach Barnitz verlegt worden. Schon am 9. konnte Hadik dem Marschall melden: „Der Feind scheint sich zu keinem Rückzuge zu entschließen. Sollte man nicht seine Kontenance durch eine Bewegung abwärts der Elbe auf die Probe stellen?“

Aber daran dachte Daun nicht. Er wollte, wie er schrieb, „keine Hauptaffaire“. Es wäre ihm ganz recht gewesen, wenn Hadik jetzt die Bewegung eingestellt hätte, zumal in dem schaurigen Wetter die Pferde ungemein litten. Allein, Hadik wollte wenigstens Döbeln noch haben. Unermüdet ritt er die Stellungen ab. Da es immer weiter regnete, mußte er die Bewegungen bis zum 14. einstellen. Der lehmige, ganz durchnäßte Boden erlaubte vorher keine rechte Verwendung der zahlreichen Reiterei und Artillerie.

Ein bis ins kleinste gehender Plan wurde aufgestellt, der fast jedem Soldaten seinen Platz anwies. Es ging aber diesem Plane wie so vielen anderen: er konnte nicht durchgeführt werden, weil der Gegner auch einen hatte, der nicht dazu paßte.

Über den Tag selbst haben wir einen genauen Bericht von dem sächsischen Bevollmächtigten im Hauptquartiere, von Stutterheim. Nach einem sorgfältigen Aufmarsche langte man am 14. November bei Greußnig, Hirtenberg, Mannsdorf und Stockhausen an. Die Artillerie fuhr auf. Kein Schuß fiel beim Gegner, nur auf der Zäschüßer Höhe (Δ 236 n Zschadwitz) sah

man einige Husaren. Der Feind war „in den Mochauer Wald“ verschwunden. Vorsichtig ging man gegen die Niederbrücke vor. Kein Hindernis! Kroaten besetzen die Stadt, die Vorstädte, die Brücken, die Klostergärten, den Staupitzberg. Husaren werden vorgeschickt, sie kommen ungehindert bis zur Gabschmühle in Präbschütz.

Inzwischen zieht Prinz Albrecht in Döbeln ein. „Ich muß den Einwohnern von Döbeln Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ihre Freude war so rein, uns wiederzusehen, daß man in ihren Augen die Liebe und Treue, die sie in ihren Herzen tragen, las. Frauen und Kinder kommen herbei, um an unseren Batterien mit bauen zu helfen.“

Da entsteht ein Getümmel an der Oberbrücke. In wilder Flucht und eng gedrängt kommen die Husaren zurück: der Feind ist plötzlich bei Mochau aufgetaucht und hat sie über-rumpelt. 20 Schwadronen Preußen und Infanteriemassen drängen hinter ihnen her, nur starkes Artilleriefeuer kann sie abhalten, die Oberbrücke zu stürmen.

Gegen 3 Uhr nachmittags erscheint der Feind auch auf dem Staupitzberge und fängt an, mit Granaten zu schießen. Unter großen Verlusten müssen die Kroaten die Klostergärten räumen. Prinz Albrecht läßt sofort die Stadttore schließen und die Niederbrücke besetzen. Die Lage ist mit einem Male ganz unsicher geworden.

Als es dunkelt, kommt ein Bote von Kleist mit der bündigen Aufforderung, sofort die Stadt zu räumen, sonst wird sie in Brand geschossen. Stutterheim schreibt: „Diese Überlegung, verbunden mit der Unmöglichkeit, die Stadt zu halten, solange der Feind die Höhen des rechten Ufers in der Hand hat, bestimmten S. Kgl. Hoheit, mich mit einem Trompeter zu Kleist zu schicken, um vorzuschlagen: Wir räumen die Stadt, wenn sie neutral wird und jeder Teil ‚seine Brücke‘ besetzt. Major Stein, mit dem ich verhandelte, versprach, dem Prinzen Heinrich darüber sofort zu berichten.“

Währenddem schoß die Artillerie weiter. Die sächsische Kavallerie war abgesehen und fütterte. Da schlug auf einmal

eine Granate zwischen die Pferde und kreperte. Die Pferde wurden scheu, rissen die Halfter durch und rasten nach der Mulde zu davon. Hier am Glusse standen Kroaten auf Vorposten. Sie hörten das heranbrausende Getümmel, schrien: „Halt! Wer da?“, bekamen aber natürlich von den Pferden keine Antwort und schossen nun aufs Geratewohl auf die anstürmende Masse. Es gab ein heilloses Durcheinander! 14 Pferde brachen durch und durchschwammen die Mulde, von den Preußen mit Vergnügen empfangen. Die andern fing man nach und nach wieder ein.

Um 10 Uhr abends ließ Kleist melden, der Prinz nähme die Bedingungen an, aber nur bis zum nächsten Morgen um 8 Uhr.

Prinz Albrecht verstärkte zwar seine Artillerie noch etwas, als aber am 15. früh um 9 Uhr die Preußen wieder angriffen, in die Stadt eindrangen und kämpfend die Oberbrücke (wohl vom Kloster her) erreichten, wurde die Lage gefährlich.

Da flog ein preußischer Munitionswagen am Galgenberge in die Luft. „Das war das Signal für die Ruhe“, meint Stutterheim. Kleist verhandelte aufs neue, nun mit Oberst von Gemmingen (k. k. Inf.-Rgt. „Wied“), und endlich schloß man einen Neutralitätsvertrag ab. Am 16. gab Prinz Heinrich seine Zustimmung. Der Kampf hatte den Angreifern 48 Mann und 37 Pferde gekostet.

Damit war die große Bewegung zu Ende! Es war nichts weiter erreicht, als daß man das linke Ufer der Mulde bis zur Zschopaumündung sichern konnte. In Wien wurde, da man einen „Sieg“ brauchte, dies Ereignis ungeheuer aufgebauscht. Die Sieger „von Nossen“ erhielten von Maria Theresia nicht weniger als 3 Großkreuze und 23 Ritterkreuze des hohen Ordens Maria Theresias, natürlich bekam in erster Linie Prinz Albrecht sein sehnlichst gewünschtes Großkreuz.

Die Stadt konnte aufatmen! Sie hatte bei dem Kampfe, der eigentlich über sie wegtobte, keine großen Verluste gehabt. Nur ein Schuhmacher, Nicolaus Wezig, wurde am Staupitzberge am 15. früh von einer Kanonenkugel getötet. An dem Hause wurde später eine Kugel eingemauert.

Marschall Daun begnügte sich mit dem wenigen, was erreicht war. Weiter wollte er zur Schonung der Truppen nicht gehen. „Sicherlich eine große Dummheit von ihm, sich mit einem Dorfe zu begnügen, wo er ein Land haben konnte“, schrieb der König auf Heinrichs Meldung. Marschall Daun ritt Ende November die ganze Stellung ab; am 23. war er in Döbeln. So sah die Stadt auch diesen berühmten Mann! Dann ging er nach Wien in den Winterurlaub. Nach Sachsen kam er nicht wieder!

Schon am 19. November bezogen die Österreicher, die sich hinter der Mulde sicher fühlten, die Winterquartiere, am 10. Dezember folgten die Preußen. Beide hatten ihre Fronten durch eine dichte Reihe von Schanzen, Lunetten und Gräben gesichert, Prinz Heinrich neben der Muldenlinie sogar eine zweite Stellung beim Petersberg, Geleithäuser und Schallhausen ausgebaut.

Die Sicherung der vordersten Stellung übernahm bei Döbeln Kleist; auf der österreichischen Seite hatte General von Brunian den Abschnitt Nossen—Striegismündung, General von Zettwitz den Abschnitt Striegis—Zschopau mit dem Generalsquartier Oßdorf.

Zu großen Ereignissen kam es im Winter nicht, wohl aber zu einer Fülle kleiner Überfälle, herüber und hinüber, die meist dem Angreifer gelangen, trotzdem man große Sicherheits- und Alarmierungsmaßregeln getroffen hatte. Überall waren Lärmstangen und Teerfässer mit Strohschütten bereit, um sofort Feuerzeichen geben zu können. Aber die alte Erfahrung bestätigte sich auch hier: Vorposten, die sich lange gegenüberstehen, lernen sich kennen, werden persönlich bekannt und tun sich nichts mehr, bis sie plötzlich ein Befehl zum Angriff ruft. Leutnant von Barsewisch, der lange mit seiner Kompanie in Simselwitz lag (pr. Inf.-Rgt. „Linden“) erzählt in seinen Erinnerungen: „Die Mulde bei Sörmitz war zugefroren, und unsere Vorposten standen auf der einen, die kaiserlichen auf der anderen Seite des Flusses, so daß wir alle Tage mit den Kroaten sprechen konnten. Wir hatten eine Art Konvention mit ihnen. Sie

erhielten öfters von uns Brandwein und wir von ihnen aus der Stadt Fleisch. Aber unser Jägerkapitän Kimpel (Gümbel) beunruhigte sie zum öfteren. In der einen Nacht brachte man ihnen am Wasser eine Serenade durch Waldhörner und gegen Morgen, als sie glaubten, sicher zu sein, wurden sie von den unsrigen überfallen." So wurde auch am 11. Dezember "ein Lusthaus links der Stadt" überfallen und weggebrannt, weil ein Unteroffiziersposten darin das ganze Sörmitzer Ufer übersehen konnte. Am zweiten Weihnachtsfeiertag wurde die Schanze "unter dem Greusniger Hofe" überrumpelt. "Ich werde mir angelegen sein lassen, dieses wieder einzubringen", meldete Zettwitz, der erst wenige Tage vorher den Ulrichsberg überrascht und "die preußischen Offiziere in Schlafröcken und Hemden aus denen Quartieren gezogen hatte".

Wir lesen in den Akten von Überfällen bei Mahlißsch am 2. Januar, wo eine süß schlummernde Schanzenwache, die sich auf den Schneesturm verlassen hatte, ausgehoben wurde; am 17. Januar wurde die Schanze 2 am Greußniger Hofe nachts überraschend angegriffen. Der Gefechtslärm veranlaßte Zettwitz, aus Oßdorf hinzueilen. Er fand zu seinem Erstaunen, "daß in Schanze 3 und 4 kein Mensch und in einer Stunde noch keine Kompanie beisammen war". "Die mehristen waren salva venia besoffen." Das Vorpostenregiment Gyulay wurde nach Mittweida "strafverseßt", was "denen ungezogenen Purschen" jedenfalls sehr angenehm gewesen ist.

Die österreichischen Gegenstöße galten meist der Person Kleists. Aber alle Versuche, den tollkühnen und listigen Oberst zu fangen, mißlangen. Kleist war oft bei Frau von Gablenz in Hermsdorf zu Besuch, lag auch oft mit Teilen seiner Truppen hier im Quartier. Der Besitzer des Rittergutes diente als sächsischer Reiteroffizier häufig bei den Vorposten auf dem anderen Muldenufer. Es wurden viel Pläne geschmiedet, den verwegenen Oberst zu fangen. Einmal, am 7. Februar, geriet er mit seinem Wagen mitten unter die Kroaten, die er so lange mit Säbel und Pistole bearbeitete, bis seine Jäger, die an solchen Besuchstagen gewöhnlich in der alten Schäferei des

Ritterguts Hermsdorf übernachteten, herbeieilten und den Kroaten den Heimweg ersparten. Ein anderes Mal, in einer furchtbar kalten Nacht, wurde er im Rittergute selbst überfallen. Er sprang im Hemd aufs Pferd und drasch mit dem Säbel auf die Feinde ein, die Jäger kamen dazu, verfolgten die nun schleunigst Ausreißenden noch ein Stück, dann ritt der Oberst vergnügt wieder in sein warmes Quartier. Seine sämtlichen Offiziere gaben sich nun das Ehrenwort, den General Zettwitz zu fangen; am 12. Mai lösten sie es ein!

Diese Überfälle bewahrten die Soldaten davor, den Krieg ganz zu vergessen. Sonst hätten sie monatelang bei den Bauern untätig gesessen.

Der Winter 1761/62 war sehr kalt und schneereich. Die Ernte des Herbstes war ganz kärglich gewesen; Vieh war schon bei Beginn der Winterquartiere recht selten geworden, den Rest raffte nun noch eine aus Ungarn eingeschleppte Rinderpest dahin. Die Not stieg ins Unerträgliche und mußte doch ertragen werden in dumpfer Verzweiflung.

Prinz Heinrich hatte am Jahresluß sein Hauptquartier nach Hof bei Ostrau verlegt. Er suchte zwar die Not des Volkes zu lindern, wo er konnte, aber seine Soldaten mußten leben! Was blieb ihm übrig, als den Befehlen des Königs zufolge immer neue Forderungen an das Land zu stellen. Die Leute entliefen, die Pferde kreppten. Ersatz bekam er nicht oder nur ganz unzureichend. Seine düstere Stimmung und Verbitterung zeigt ein Brief aus jener Zeit an seinen Bruder Ferdinand. Er schrieb, er möchte „ebensogern eine Karre aus dem Dreck schieben, Rüben füttern, Hausierer oder Galeerensklave sein wie preußischer General! Denn das sei ein Mensch, von dem man das Unmögliche verlange, der kein festes Ziel, keine Belohnung vor Augen hätte, den die Zeitungen 10, 20, 50 Tausend Mann befehligen ließen und der nie auch nur den vierten Teil davon hätte. Deshalb wolle er auch sein Kommando niederlegen, jedenfalls aber nicht unter den unmittelbaren Befehl des Königs treten und sich von ihm nichts vorschreiben lassen. Er sei so melancholisch, traurig und niedergeschlagen, daß er es nicht

sagen könnte, denn er sähe bei der Schwäche der preußischen Mittel und Kräfte den sicheren Untergang des Staates voraus, nur ein Wunder könne noch retten!"

Es kam zu heftigen Auseinandersetzungen mit dem König, der ihm schließlich den jungen Generalstabsoffizier von Anhalt schickte, „um die Generäle zu ihrer Pflicht anzuhalten"! Als schließlich der Prinz um seinen Abschied bat, antwortete der König: „Ehre, Ruhm und Pflicht gegen den Staat machen es unmöglich, in dieser Lage vom Kommando zurückzutreten!" Der Prinz blieb.

Im österreichischen Lager wußte man das alles. Man lebte ja in derselben Not, schonte nur das Land der „lutherischen Keßer" weniger. Bei ihnen galt das alte Soldatenwort: „Wirt, hol Wein! Bub, schenk ein! Soldat, sauf aus! Bauer, gib Geld heraus!"

Dazu besorgte ein Diener der Gräfin Zinzendorf in Hof, ein französischer Koch, dem k. k. Hauptquartier alle nötigen Nachrichten.

Über den Zustand der Döbelner Gegend unterrichtet eine Eingabe des Rats zu Döbeln an den Kurfürsten. Es heißt darin: „Ew. Königl. Majestät geruhen allergnädigst, Sich hierdurch allerunterthänigst vortragen zu lassen, wie jämmerlich nunmehr unser Communwesen durch den Krieg zugerichtet. Von einer ansehnlichen Holzung, als des Communwesens bestem Kleinod, und wovon jährlich Kirchen- und Schul-Diener, Rathhaus, Bediente und Pächtere ihre Deputate erhalten, stehet kaum ein Stedel mehr; denn da die österreichischen Truppen, als sie unter dem Prinzen Albrecht am 15. Nov. anni prioris die kgl. preußische Truppen aus unserer Stadt delogiret, gleich mitten in denen Bergen, wo unsere Commun-Dorwergke Greußnig und Mannsdorf nebst vorgedachten Communholzungen gelegen, posto gefaßt und zu ihrer Sicherheit sehr viele Schanzen aufgeworfen, darzu starke Wachen und Piquets ausgestellt, Durchschnitte und Verhaue gemacht, war schon in denen ersten Tagen das beste Gehölze ruiniret und verwüstet. Das Volk in der Vorstadt, welche häufig mit Truppen beleget

ist, erholte sich seines Holzes Bedürfnisse mit Beyhülfe der Soldaten aus denen Commun-Holzungen, das benachbarte Landvolk that ein Gleiches, und ungeachtet darwider bey der Miliz sowohl als denen benachbarten Herrschaften Verbothe ausgebracht worden, war es doch nicht möglich, dem einmal eingerissenen Umwesen des Holzraubes zu steuern, so daß nunmehr alle Saamen-Bürken und nutzbare Eichen, welche etliche Säcula daher geschonet worden, sammt dem Puschholz durch diesen unglücklichen Zufall in Zeit von etlichen Wochen völlig ab- und zu Grunde getrieben. Wir werden zu wenig sagen, wenn wir diesen Holzschaden, so die Commun leidet, auf 10 000 Reichsthaler schätzen, dabey besonders in Consideration kommt, daß gar nicht abzusehen, woher künftig die vorangezeigten Deputata zu nehmen seyn werden, wo Holz zum Mühlen- und Wasser-Bau, Besserung der Wege und Stege zu nehmen, und überhaupt, wie nunmehr, da das einzige Kleinod unserer Commun-Wirtschaft verlohren gegangen, solcher ferner vorzustehen sey, die Gläubiger ihre Capitalia, Zinsen und alle die von der Commun zu salarirenden Bedienete ihren Gehalt bekommen sollen, inmaßen die Wirtschaften auf denen Commun-Dorwergken Greußnig und Mannsdorf durch ruinirung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude, zum Theil in vorigen Winter bestellter Wintersat und Gärten ebensosehr mitgenommen sind, daß in vielen Jahren davon keine revenue zu hoffen, die darauf befindlichen Pächtere auch wegen hier selbst häufig einquartierten Miliz und daher entstehende Hindernisse in der Wirtschaft täglich davon laufen und die Güther zum totalen Ruin stehen und liegen lassen wollen, die wir aber durch Verheißung künftiger Vergütung ihrer Schäden, soviel an uns ist, zu bleiben amüsiren (= hinhalten) müssen. Bey der Stadt stehet es nicht besser, die Ziegel-Scheunen sind vorhin schon von denen preußischen Truppen abgetragen, verbrannt und ruiniret, daß schon seit einigen Jahren kein Ziegel bey der Stadt hat können gebrannt werden; daher nicht nur diese revenue bey unserer Cämmerey cessiret, sondern auch die ganz mit Ziegel belegte Dächer der Stadt selbst an Commun- und

privat-Gebäuden aus Mangel dieses Bau-Materials sehr übel zugerichtet und noch itzung in solchem Zustande sich befinden, daß niemand trocken wohnen kann, private, auch sogar die publicquen Gebäude aber mit dem unvermeidlichen Einsturz drohen. Das Kläglichste hierbey ist, daß die ruinen noch nicht nachgelassen, daher auch bey annoch anhaltenden Verderbnissen dieselben zur Zeit nicht einmal zuverlässig anzuzeigen, indem, was heute noch unverlezt gewesen, morgen umgebracht, verderbet und zugrunde gerichtet. Weil auch endlich unsere Vorstädte auf einer Seite mit kgl. Preußischen, auf der anderen Seite aber mit kaiserl. kgl. Truppen so häufig beleget, daß vor solche die armen Einwohner aus ihren Häusern und Werkstätten verdrungen werden, auch zum Theil ihre Häuser stehen lassen, sodann aber (diese) abgetragen und verbrannt werden, in solchen Vorstädten aber auch der Stadteinwohner ihre Vorwergke, Gärthen und Wirtschaften belegen, folglich der Bürger in der Stadt ratione dieser Immobilien bald zu diesen, bald zu jenen Truppen zu contribuiren hat, so bleibet uns leyder! von der zwischen beyderseits kgl. Hoheiten Prinz Albrecht Sächsischer und Prinz Heinrich Preußischer Seits getroffenen Neutralität, welche der Stadt von denen hohen Paciscenten zugestanden worden, nichts als der Nahe übrig, au contraire wir können nicht behutsam genug seyn, um nicht bey einem oder dem anderen zu verstoßen. Inzwischen gehen die ruinen (die Ruinierungen) größten Theils über der Stadt Einwohner und deren Güther. Ganze Gärthen sind von ihren Frucht-Bäumen durch Abhauung und Verbrennung derselben entblößt, alle Zäune und Vermachungen weggetragen und verbrannt, und was das meiste, so trauet sich kein Mensch eine Reparatur vorzunehmen, sondern muß besorgen, daß, was heute ergänzt worden, morgen wieder weggetragen und demoliret sey. Die Bestellung des Acker-Baues, als das Kleinod des Landes, hat nicht weniger Hinderung, und Jedermann stehet in Sorgen, daß ihm das noch übrige Zugvieh genommen werde. Wie nun unser Ort ohne Vergrößerung der Umstände (ohne Übertreibung) würklich in den letzten Zügen lieget, sodaß weder



Altes Rathaus von Döbeln
(jetzt durch den Neubau ersetzt)

Stadtmuseum Döbeln

Commun noch Privati sich weiter zu rathen wissen, sondern dem Schicksaal sich überlassen müssen. — Also haben Ew. Kgl. Majestät wir allerunterthänigst zu versichern, daß es gar nicht an unserer Sorge, Wachsamkeit und Fleiß gelegen, die Bedrängnisse von der Commun sowohl als denen Privatis abzuwenden, allein, leyder!, der letzte Vorfall, da beyde Armeen einander hier so nahe gekommen, giebt uns allerunterthänigst angezeigter Maßen den letzten Stoß. In die unüberschwingliche göttliche Barmherzigkeit setzen wir allein unser Vertrauen und hoffen der uns besonders betroffenen Drangsalen ein baldiges Ende. Die Cron und Thron schützende Vorsehung gebe uns in der allerhöchsten Person Ew. Kgl. Majestät den allerhuldesten Landesvater wieder, so werden wir des Unglücks vergessen und Dero allerh. Clemenß durch unveränderte Treu auf uns zu leiten unser stetes allerunterth. Bestreben seyn lassen ...

Döbeln, den 5. April 1762.

Der Rath allda. Joh. Gottlob Uhlemann, Consul regens.“

Man kann sich nicht leicht ein erschütterndes Zeugnis der Not und der Treue in allem Ungemach denken!

Als der Schnee wegtaute und die Wege besser wurden, ordnete der neue Oberbefehlshaber, Feldmarschall Graf Serbelloni, einen strengen Wachtdienst an. Er konnte nun „selber essen, was er kochte“, einer der merkwürdigsten Führer, die Maria Theresia hatte, geschickt und flug und deshalb bei dem Mangel an großen Generalen unentbehrlich, auch tapfer und umsichtig, aber geizig, faul und mürrisch. Er lag am liebsten im Bett; stand er auf, so drangsalirte er seine Offiziere, machte boshafte, aber meist sehr treffende Witze und legte sich dann wieder hin. Wenig zugänglich, fertigte er Ratgeber und Adjutanten mit den Worten ab: „Schon selber wissen, werden schon fragen, wenn wissen wollen, werden schon befehlen!“

Von ihm war keine große Belebung des Kriegs zu erwarten. Trotzdem wurde die Lage für den Prinzen Heinrich immer bedrohlicher. Denn nun trat wieder das Reichsheer auf den Plan, diesmal geführt von einem tatkräftigen und tüchtigen Soldaten, dem Prinzen Karl von Stolberg-Gedern, der in seinen

Entschlüssen freilich sehr von Serbelloni abhängig war. Der Marschall zog sofort das Reichsheer aus Thüringen heran, so daß bereits am 2. Mai 1762 der Vorhutführer, General Graf Maquire, in Chemnitz eintraf. Am 5. hatte er in Freiberg die Verbindung mit der Hauptarmee aufgenommen. Der Vormarsch wurde durch eine lange dünne Kette von Reitern verschleiert, aber die Meldungen, die in Hof einliefen, ließen den Prinzen eine Umgehung der rechten Flanke, vielleicht einen Vorstoß auf Torgau, befürchten. Dann war die Vernichtung seines kleinen, sehr heruntergekommenen Heeres gewiß! Dem König war jetzt keine Hilfe zu erwarten.

Trotz schweren körperlichen Leidens ritt der Prinz täglich Teile seiner Stellung ab, die Muldenübergänge und vor allem die Furten wurden untersucht, der Feind genau beobachtet. In Döbeln fanden sich auffällig viel preussische Offiziere ein, angeblich um Pferde zu kaufen. Sie verkehrten viel bei einem Kaufmann Hamann und im Niedergasthose (Stadt Altenburg), dessen Wirt ein Fleischer aus Preußen war. Der Hauptmann Gumbel von den Kleistjägern schlich sich oft als Bauer verkleidet aus dem Niedertore und legte sich im verborgenen hin, um von unachtsamen feindlichen Streiftruppen Gespräche und das Feldgeschrei zu erlauschen. Kurz, man hielt Augen und Ohren offen. Bald auch hatte man herausbekommen, daß der österreichische Abschnittskommandant, General von Zettwitz, alle Abende in der Erwartung eines Überfalls mit seinen Truppen ausrückte und seine Stellungen und Schanzen besetzte. Er selbst schlief in Mannsdorf oder Knobelsdorf. Blieb alles ruhig, so ließ er gegen 6 Uhr früh in die Quartiere abrücken, nur die Feldwachen blieben zurück.

Darauf gründete Heinrich seinen Plan. Er wollte in die Stellungen eindringen, wenn die ermüdeten Gegner ihren Nachtschlaf nachholten. Und zwar sollte der Abschnitt Zettwitzens überrannt, nach dem Durchbruche sofort die Richtung Hainichen—Freiberg eingeschlagen und die Reichsarmee von ihren Verbündeten wieder getrennt werden. Gegen den Nachbarabschnitt des Generals Brunian sollten nur Scheingefechte geführt werden; seiner war man sicher, er war bezahlt.

Erwägungen der Kriegslage trieben den Prinzen zum Angriff. Wohl war er an Stärke und auch an Güte der Truppen dem Gegner weit unterlegen, wohl wußte er, daß ein Fehlschlag ihn in größte Gefahr bringen mußte — für ihn war seinem ganzen Wesen nach die Schlacht immer nur das letzte Mittel der Verlegenheit, aber gerade dieser Augenblick schien ihm gekommen. Er wußte, der Gegner bereitet einen großen umfassenden Angriff auf seine rechte Flanke in der Richtung auf Torgau—Wittenberg vor, die eben hergestellte Verbindung des Reichsheeres mit der Hauptarmee hatte die Lage völlig gefahrvoll gemacht. Aus ihr konnte er sich nur durch einen kraftvollen und überraschenden Angriff auf einen unvorbereiteten oder unvorsichtigen Feind retten.

Obwohl der Plan sehr geheimgehalten wurde, sickerte doch einiges über ihn durch; im Hauptquartiere Hof hatten die Wände Ohren. So war, wie aus Meldungen hervorgeht, Zettwitz gewarnt, mehr als einmal. Schon am 22. März erhielt er einen Brief ohne Unterschrift aus Döbeln, in dem der Angriffsgedanke genau entwickelt wurde. Am 6. Mai berichtete Zettwitz an seinen Kommandeur, „es käme ein Überfall!“, worauf dieser gemüthlich antwortete, „da sollte er nur recht gut aufpassen, die Truppen aber nicht unnötig ermüden und im Notfalle — standhalten“. Serbelloni kannte die Schwäche des Prinzen und glaubte nicht daran, daß dieser sich zu einem Angriffe aufraffen könnte.

Prinz Heinrich wartete eine kleine Verstärkung ab, die ihm der König aus Pommern gesandt hatte (5 Bataillone und ein Dragonerregiment). Sie traf am 9. Mai in Oschatz ein und mußte nach den langen Märschen rasten.

Am Abend des 11. Mai wußte Zettwitz eigentlich alles, was ihm bevorstand. Er hatte Nachricht davon, daß Heinrich mit Seydlitz und seinem ganzen Stabe in der Obervorstadt von Döbeln eingetroffen wäre, in Bormitz und in Jesnitz (bei Modritz) ständen Wagen mit Brettern zu Notstegen bereit usw. „Es werden“, so meldete er selbst abends 9 Uhr aus Knobelsdorf, „verschiedene Veranstellungen vorgefehret, welche etwas vermuthen lassen, das man doch nicht errathen mag. Ich bin

indessen meinerseits auf meiner guthen Huth und will nur hiervon gehörige Anzeige machen." Er benachrichtigte auch durch Offiziere den Obersten von Pezinger in Gersdorf bei Rosßwein und seinen Oberstleutnant von Gabelhofen in Waldheim, sowie den in der Colditzer Gegend streifenden sächsischen Ulanenoberst von Schiebell.

Seine sämtlichen Truppen vorderster Linie, 4200 Mann, traten abends ins Gewehr, das Kürassierregiment Deville stand marschbereit auf den Alarmplätzen.

Indessen, die Nacht blieb ruhig. Zettwitz war von Stellung zu Stellung geritten — alles war in Ordnung! Nach kurzer Ruhe in Knobelsdorf ritt er gegen Morgen um 4 Uhr abermals, begleitet von den 200 Mann seiner Stabswache, die Front ab. Er fand nichts Verdächtiges! Es war also wieder einmal blinder Lärm gewesen! Der General gab daher um 5 Uhr früh den Befehl, nach 7 Uhr in die Quartiere abzurücken. Denn davon, daß man am hellen lichten Tage seine starke Stellung mit so schwachen Kräften, wie es die des Prinzen Heinrich waren, nicht stürmen könnte, war er fest überzeugt. Als er nach $1\frac{1}{4}$ 6 Uhr in sein Generalsquartier Oßdorf abgaloppiert war, um endlich zu seiner Ruhe zu kommen, bauten auch die Truppen sofort still ab, der „Alte“ störte ja nun nicht mehr! $1\frac{1}{2}$ Stunden zu früh zogen sie nach ihren Unterkünften!

General von Ried, der die Vorposten an der Triebisch befehligte, sollte recht behalten: er hatte am 9. Mai an Serbelloni berichtet: „Hier siehet es nicht aus, als wan wir eine glorieuse campagne machen würden. Ehe man sich versiehet, wird der Feind zwischen unsere hier und da allzuweit auseinander verlegte Troupen eindringen, und da mir nicht bekannt, daß ein positiver Befehl hinausgegeben worden, wie ein corpetto auf das andere repliren (zurückgehen) noch wie sie sich reciproce souteniren (gegenseitig unterstützen) sollen, so wird es ein großes Glück seyn, wenn die armée nicht zertrennet oder gar in unordnung gebracht wird.“

Auch über die Art des Angriffs konnte Zettwitz eigentlich nicht in Zweifel sein. General Blonquet meldete aus Lauterbach

bei Grimma am 10.: Ein Reisender habe erzählt, daß am 9. Mai einige Pontons gegen Döbeln an die Mulde geschafft worden wären. Er fügte hinzu, 3 Bataillone wären dahin marschiert, es schiene ihm, als ob der Feind etwas an der Mulde unternehmen wollte. Es konnte sich nur um Vorbereitung eines Muldenüberganges in der Nähe der Zschopaumündung handeln.

Prinz Heinrich traf umfassende Anstalten. In der Nacht ließ er eine Reihe von Batterien errichten, die durch Strauchmasken gut gegen Sicht gedeckt waren. Den rechten Flügel bildete die Batterie auf dem Kieferberge nördlich Technitz. Nach anderen Angaben war auch auf der Höhe 237 nördlich Möckwitz eine Batterie errichtet. Weitere standen auf der Höhe 240 (beim Rundteil an der Leipziger Straße), auf dem Schloßberg, auf der Höhe dicht westlich Oberanschütz und auf der Höhe östlich des Jägerhauses bei Mahlitzsch.

Die österreichischen Befestigungen befanden sich in dem Kampfabschnitt auf Höhe 258 südlich Ebersbach, am Kreuzniger Gute, an der „Butterbüchse“, auf Höhe 254 südwestlich Mannsdorf, auf den Höhen östlich und westlich Ziegra und auf der Höhe 220 zwischen Limmritz und Masten.

In der Nacht zum 12. Mai marschierten die Angriffstruppen still und ungestört auf ihre Plätze. Seydlitz leitete die Bewegung. An vier Punkten sollte der Gegner angegriffen und durchbrochen werden. Der rechte Flügel, bei dem sich Seydlitz selbst befand, sammelte zwischen Möckritz und Zschörnnewitz. Vorhut: Brigadier von Düringshofen mit 200 Freiwilligen, den Grenadierbataillonen Altbillerbeck und Woldeck; Masse: 300 Freiwillige unter Major Aderkas, die Grenadierbataillone Posed und Jungbillerbeck, je 13 Schwadronen Dragoner und Kürassiere.

Die zweite Gruppe, General von Kanitz, sammelte bei Niederzschörnnewitz, Spitze am Orte, Ende bei Gadewitz: Infanterieregimenter Linden und Jungstutterheim unter General von Syburg, Infanterieregimenter Bevern und Lehwald unter General von Stutterheim d. J. Dazu 1 Batterie Röbel, 4 Zwölfpfünder- und 2 Zehnpfünderhaubitzen.

Die dritte Gruppe, General von Stutterheim d. Ä., marschierte aus den Quartieren am Petersberg um 11 Uhr nachts ab, vornweg 3 Kompanien Kleistjäger und 400 Freiwillige unter Major Wittke, nach Sörmitz. 2 Bataillone Golz-Infanterie zogen mit einer Haubitze nach dem Hohlwege, der von Pommütz nach Bauchütz führt, wo sie still haltmachten. Sie sollten beim roten Hause in Stellung gehen. Der Rest, 2 Bataillone Altstutterheim, nahm östlich der Zschackwitzer Höhe Stellung.

Die linke Flügelgruppe führte Kleist. Er sammelte bei Kobelsdorf hauptsächlich leichte Truppen: 1 Bataillon seiner „Kroaten“, die Freibataillone Lüderitz und Le Noble, 9 Schwadronen Kleisthusaren, 8 Schwadronen Freidragoner, 4 Schwadronen Freihusaren, 5 Schwadronen Meyerdragoner. Das Grenadierbataillon Baer wurde mit einer zehnpfündigen Haubitze und 8 Zwölfpfündern bei Naußlitz bereitgestellt.

In der Kakenhäuserstellung hatte Hülsen die Aufgabe, den linken Flügel der angreifenden Truppen zu sichern. Er sollte gegen Gruna und gegen Hirschfeld mit gemischten Truppen vorgehen und Wendischbora, Deutschenbora und Eula halten.

Auch der äußerste linke Flügel der Stellung war vor Überraschungen gesichert. Hier stand der alte General von Sorcade mit 5 Bataillonen bei Schletta, 2 Bataillonen und 9 Schwadronen hinter dem Schanzengürtel und 1 Bataillon und 2 Freibataillonen bei und in Meißen.

Die Vorbereitungen zeigen die sorgsame, umsichtige Art des Prinzen und seine haushälterische Verwendung der Truppen. Auch daß Seydlitz gerade sich am rechten Flügel befand, hatte eine wohl ungewollte, aber doch recht gute Wirkung. Serbelloni bekam noch am 11. Mai davon Nachricht. Er glaubte aber an einen Angriff auf die Reichsarmee; und, so meinte er, „dieser Angriff würde wohl nicht so leer sein, indeme er ansunsten selbst auszuführen nicht auf sich genommen hätte“. In diesem Sinne befahl er seinem Unterführer Luzinski, sich vor allem — nicht von Franken abschneiden zu lassen!

Die vier Heeresgruppen mußten ziemlich getrennt voneinander fechten. Aufgabe für alle war der Durchbruch zwischen

der Striegis und der Zschopau, darauf die allgemeine Richtung der Verfolgung auf Hainichen—Freiberg. Sie haben vortrefflich zusammengearbeitet.

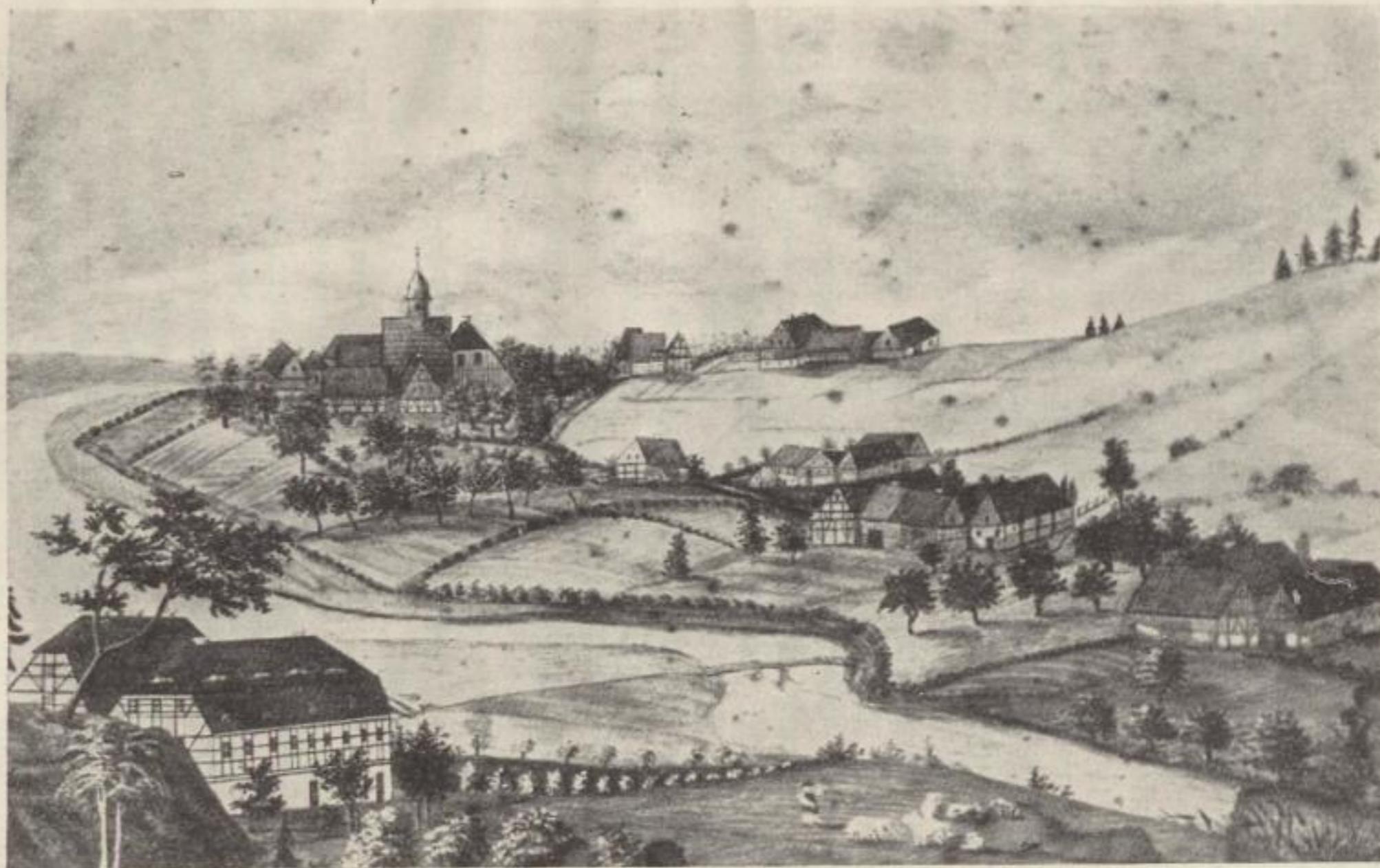
Ein Kanonenschuß, den Seydlitz als der Leiter gegen 7 Uhr abgeben würde, sollte das Zeichen zum allgemeinen Vorbrechen sein. Dieser Signalschuß kommt in der Kriegsgeschichte sehr oft vor und ist dadurch berüchtigt geworden, daß er fast jedesmal mißglückt, und niemand will ihn dann abgeschossen haben.

So war es auch bei Döbeln am 12. Mai 1762. In den schönen Frühlingmorgen, der still und heiter angebrochen war, donnerte schon um 6 Uhr ein Kanonenschuß! Wer hatte ihn abgefeuert? Niemand wußte es, keiner wollte es gewesen sein! Es kam zu Streitigkeiten unter den Generalen, mehr akademischer als praktischer Art, denn der vorzeitige Schuß hatte glücklicherweise keine verhängnisvollen Folgen gehabt. Wahrscheinlich wurde er von der kampflustigen, immer unruhigen Abteilung Kleist abgefeuert.

Die Kroaten Kleists hatten während der Nacht in der Grünroder Mühle eine etwa 50 Mann starke Feldwache entdeckt, die sich auf den Posten vor dem Gewehr verließ und ruhig schlief. Der Posten wurde lautlos unschädlich gemacht, die im Freien zusammengesetzten Gewehre weggenommen und die Feldwache ohne Gegenwehr aufgehoben. Möglicherweise wurde diese Überraschung morgens von den Österreichern entdeckt, und sie haben dann den Schuß abgegeben. Gelöst wird die Frage kaum werden.

Die Wirkung aber war, daß eine Stunde zu früh der Kampf auf der ganzen Linie entbrannte; dank der sorgsamsten Vorbereitungen des Prinzen ohne Schaden für die Preußen. Mit erstaunlicher Schnelligkeit brach Kleist vor. Als Zettwitz, der auf den ersten Gefechtslärm hin sofort im Galopp nach der Front zurückritt, nach Littedorf kam, fand er dort bereits preußische Reiter im Vorgehen gegen das Dorf, das er sogleich räumen lassen wollte. Er befahl daher dem Obersten des hier liegenden Regiments Clerici, Francesco de Seretti, seine Ungarn am Südwestausgange des Dorfes zu sammeln, während er selbst mit

Niederstregis



↑
Grünroder Mühle

Stadtmuseum Döbeln

seiner Stabswache den andringenden Feind aufhalten wollte. Allein, von allen Seiten kommen die Husaren und Freidragoner Kleists angestürmt, rasch gewinnen sie die Überhand. Zettwitz kommt mit seinen Reitern ins Handgemenge; es herrscht ein fürchterliches Durcheinander im Dorfe. Die Clerici-Infanteristen und die im Dorfe verquartierten Schwadronen vom Kürassierregimente Deville wissen nicht, wo aus und ein, die engen Wege des Dorfs verhindern jede Entwicklung. Und von allen Seiten springen die grünen Kroaten über die Zäune und dringen durch die Höfe. Fast kampflös müssen sich die Kürassiere ergeben. Als Zettwitz sieht, daß ihm niemand zu Hilfe kommt, nicht einmal die in Greifendorf liegenden übrigen Schwadronen der Kürassiere mit dem Stabe, sucht er sich gegen Oßdorf durchzuschlagen. Dazu war es nun zu spät! Mit der Hälfte seiner Stabswache wurde er nach tapferer Gegenwehr gefangen. In weniger als einer halben Stunde war Littdorf, wie Hauptmann Gabriel de Garcia von „Clerici“ berichtet, „völlig umbrungen“ und „alle Wehrmittel verschwunden“.

Gleichzeitig war Kleistsche Infanterie und Kavallerie über Hohenlaust gegen Grunau und durch den Naundorfer Wald gegen Greifendorf vorgegangen; Major Jenay griff mit zwei Freibataillonen, einem Bataillon von „Altsydow“, einigen Husaren und zwei Zwölfpfündern Roßwein an, wo er wenig Widerstand fand. Er besetzte die Brücke und stieß dann nach Oßdorf und gegen Marbach vor. Einen Offizier und 42 Mann nahm er gefangen.

Kleist war inzwischen bis Rudelsdorf vorgeritten, nun stand er schon im Rücken der feindlichen Stellung. Während er bei Oßdorf sammelte, ließ er Greifendorf angreifen, wo die Standards und die beiden silbernen Pauken der Deville-Kürassiere erbeutet wurden. Dann nahm er Stellung am Lindigtwald zwischen Oßdorf und Massanei, um gegen die vor den anderen Angriffsgruppen zurückflutenden Gegner vorzubrechen. Sein linker Flügel hatte die Aufgabe glänzend gelöst!

Auf dem rechten Flügel hatte Seydlitz nach dem verfrühten Kanonenschuß den Kampf sofort eröffnet. Er überschritt bei

Technik ungehindert die Mulde. Bei Mästen traten ihm Kroaten entgegen, die bald geworfen wurden. Schwieriger war der Angriff auf die Schanzen bei Limmritz, Ziegra und Mannsdorf, die ein verheerendes Feuer dem Angreifer entgegenwarfen. Nur dem Geschick und der Tatkraft Seydlitzens gelang es, den Angriff vorzutragen. Zur rechten Zeit kam Hilfe von der Gruppe Kanitz, die bei Bauchlitz die Mulde überschritten hatte und nun im Lauffschritt herbeieilte.

Gleichzeitig war auch Altstutterheim bei Sörmitz über den Fluß gegangen und hatte drei Bataillone gegen Greußnig und Neudorf geschickt, während ein Bataillon „Goltz“ im Lauffschritt durch die Stadt nach dem Niedertore eilte und sich dem Hirtenberge zuwandte. Dazu donnerten die Batterien auf der ganzen Linie ihre eisernen Morgengrüße über die Mulde.

So wurde der Angriff allgemein, und den Österreichern war die Möglichkeit genommen, sich gegenseitig zu helfen.

In dieser schwierigen Lage waren die Schanzen nicht lange mehr zu halten. Es gelang den Preußen, sie zu umgehen und von rückwärts in sie einzudringen. Bei Ziegra wurde Major von Esterhazy gefangen. Hauptmann Pallazi, der mit einem Kommando von „Clerici“ hier stand, meldet, daß sie umgangen worden wären. Prinz Heinrich wäre selbst hier zugegen gewesen. Viel trug zu der immer mehr anwachsenden Kopflosigkeit das Erscheinen Kleistscher Reiter im Rücken bei. Von Mästen her verfolgten die Schwadronen Seydlitzens, vom Lindigtholze her hieben Kleists Freireiter in die fliehenden Massen, die dabei größere Verluste als im Kampfe erlitten. „Lamberg“, ein gemietetes Mainzer Regiment, verlor dabei 400 Mann. Oberst Graf Khevenhüller berichtet, daß sein Regiment „Nicolaus Esterhazy“ bei Döbeln „über 300 ausgesuchte Köpfe, 2 Capitäne, 3 Oberleutnante, 2 Unterleutnante und die besten Unteroffiziere“ einbüßte. Alle Meldungen fast schieben die großen Verluste und den unglücklichen Verlauf des Kampfes „auf die unglaubliche Geschwindigkeit der Preußen“. Man denke an „die affenartige Geschwindigkeit der Preußen“, von der die „Wiener Presse“ 1866 zu berichten wußte!

Es war den bei den Österreichern stehenden sächsischen Reitern vorbehalten, das Verderben etwas aufzuhalten. Die Leibkompanie der „Prinz-Albrecht-Chevaulegers“ hielt anfangs bei Dittersdorf. Zu ihr kam der Ordonnanzoffizier des in Freiberg stehenden Generals Maquire, Leutnant Rote, um sie zum Eingreifen zu veranlassen. Er erfuhr aber bereits die Gefangenahme Zettwitzens. Vom sächsischen General von Schiebell vernahm er nur, daß er bisher unangegriffen geblieben war, aber binnen einer Stunde den Kampf erwartete. General von Bielaß mit den sächsisch-polnischen Ulanen warf sich den vorprellenden Kleistreitern entgegen, verlor aber 26 Mann an Toten und Verwundeten und 6 Offiziere, 54 Mann an Gefangenen, die Albrecht-Chevaulegers büßten 12 Mann ein.

In der Linie der Waldheim—Nossener Straße kam der Kampf zum Stehen. Darüber hinaus hielten die Preußen Greifendorf und Arnsdorf besetzt.

Die Verluste der Österreicher waren bedeutend. Im ganzen werden 45 Offiziere und 1536 Mann gezählt, während die Preußen nur 2 Offiziere und 61 Mann angeben. Bei Oßdorf war gerade die Hälfte der Verteidiger verlorengegangen. Dazu kamen die schweren Einbußen an Pferden und Gepäck. In Greifendorf mußte der Oberst von „Deville“, Graf Millesimo, neben den Pauken, der Stabsequipe und vielen Pferden sein eigenes Gepäck im Werte von 20 000 Gulden stehenlassen; die Albrecht-Chevaulegers verloren in Dittersdorf die Proviantwagen und das ganze Offiziersgepäck.

Schon gegen 9 Uhr vormittags konnte der Prinz seine Truppen sammeln und bei Knobelsdorf mit der Masse Biwak beziehen. Er selbst nahm in Gebersbach das Hauptquartier. Er hätte wohl an dem Tage noch bis Hainichen vordringen können, er wolle jedoch erst seiner Flanke sicher sein. Denn noch standen die nicht am Kampfe beteiligten Seitenabteilungen der Österreicher fast hinter seiner rechten Flanke. Sie bekamen aber in der Nacht Befehl von Maquire, in Richtung auf Hainichen zu sammeln.

Auf die Nachricht davon setzte der Prinz am 13. Mai nach starkem Aufklären den Vormarsch fort. Er überschritt die Striegis und nahm die Richtung auf Freiberg. Dabei kam es bei Kaltosen-Pappendorf zu einem für die Albrecht-Chevaulegers verlustreichen Gefecht; sie wurden im Rücken angegriffen und verloren ihren Oberstleutnant Kölbl von Geising, der gefangen, und den Hauptmann von Oebchelwitz, der verwundet wurde. Außerdem hatten sie einen Verlust von 73 Mann und 76 Pferden.

Bis in die Gegend von Wingendorf verfolgten Seydlitz und Kleist an diesem Tage. Die Österreicher und Reichstruppen verließen in der folgenden Nacht Freiberg und zogen sich nach der Windbergstellung und gegen Dippoldiswalde zurück. Prinz Heinrich blieb in Hainichen, wo ein großer Mehlvorrat erbeutet wurde. Eine rechte Seitendeckung besetzte Waldheim und warf die bei Hartha—Geringswalde stehenden Truppen gegen Penig zurück; auf dem linken Flügel des Angriffs war General Brunian, der nur flauere Abwehrbewegungen gemacht hatte — er wurde im Herbst als Verräter entlarvt —, kampflos von den Eydorf—Marbacher Höhen, ja selbst von Nossen nach Freiberg am 13. abgezogen.

Am 14. Mai morgens war Freiberg mit seinen großen Vorrathshäusern und Getreidespeichern verlassen. Die Preußen rückten ein. Am 15. säuberte die Vorhut die Gegend der Wilden, am 16. der Roten Weißeritz; am 16. drang auch die Masse bis Preßschendorf vor, 15 km südöstlich Freiberg, wo der Prinz bis zum 30. September sein Hauptquartier nahm.

Zweierlei war mit dem Durchbruch bei Döbeln erreicht worden: die ganze Armee des Prinzen hatte um den Drehpunkt Katzenhäuser eine Viertelschwenkung links gemacht und nun das Gesicht nach Osten genommen. Dadurch hatte sie für die Verpflegung ein großes Hinterlandgebiet gewonnen und zugleich den Weg nach Böhmen freibekommen. Damit hatte sie auch die Reichstruppen von der Hauptarmee getrennt bis auf die wenigen, die Freiberg bereits erreicht und mit in die Dresden—Dippoldiswalder Linie zurückgegangen waren. Stolberg, der Führer des Heeres, setzte sich keinem Angriff aus; er meinte,

schon bei Augustusburg „kann man von allen Seiten abgeschnitten werden und ist wie in einer Mausefalle eingesperrt“. Er zog sich zunächst nach Zschopau zurück, „um nicht von dem Hauptpunkt, der Bedeckung Böhmens, abgeschnitten zu werden“. Der „Reichsperuquier“, der für sich allein einen vierspännigen Wagen braucht, war ebenfalls gerettet.

Die Nachricht des preußischen Siegs bei Döbeln langte gegen Abend in Dresden an und rief allgemeine Bestürzung hervor. Serbelloni glaubte im ersten Schrecken, überhaupt nicht auf dem linken Elbufer bleiben zu können. Dem Kurprinzen riet er, auf den Königstein zu flüchten, was aber ablehnt wurde. Für den Notfall beschloß man aber, mit dem Geheimen Konsilium über Zittau durch Böhmen nach Amberg zu gehen. Am 16. hatte sich Serbelloni so weit wieder beruhigt, daß er den Gedanken, über Stolpen nach Böhmen abzumarschieren, aufgegeben hatte, aber immer noch die Elbe überschreiten wollte. Dann sollte Dresden mit 10 Bataillonen verteidigt werden. Dagegen wandte sich das Geheime Konsilium; man lebte noch in dem Schrecken der Beschießung von 1760 und wollte, wenn's sein müßte, lieber die Stadt „leidlich“ übergeben.

Groß war der Ärger bei den Offizieren, vor allem bei den sächsischen. So schreibt Hauptmann Lindt — später in den Koalitionskriegen der Generalissimus der Sachsen — aus dem Hauptquartiere Dauns, aus Kratkau, an Brühl: „Es ist leicht zu erachten, was einem ehrlichen Mann, so nur ein wenig das Handwerk verstehet und das Land kennet, dergleichen schändliches Verlassen vor böses Blut machen müsse . . . Die Generäle, die das Land kenne, sind nach Schlesien (sie wollten nicht unter Serbelloni dienen!), man hat andere hingesetzt, so das Land nicht kenne und niemals kennezulernen sich die Mühe nehmen, da doch aus denen Landcharten und in dem Zimmer die locale Situation wahrhaftig schwer zu beurteilen ist.“ Derselbe Hauptmann Lindt schrieb einige Tage später an den Premierminister Graf Brühl: In Sachsen stehen jetzt, einschließlich der Reichsarmee, 75 Bataillone, 63 Grenadierkompanien, 135 Schwadronen, 11 Karabinierkompanien und

dazu noch Tausende von Kroaten, „und dennoch siehet man es mit gelassenen Augen an, daß der höchstens in 36—40 000 Mann (es waren kaum 25 000!) bestehende Feind mit verschiedenen kleinen Corps vor uns stehet ... welches wohl eine große Verachtung des Feindes ist gegen eine 70 000 Mann starke und so eng konzentrierte Armee, da man doch gar leicht auf ein oder anderes Corps losgehen und den so weit zerstreueten Feind en détail schlagen könnte“. Lindt bekam von Daun auch die Angstpläne Serbellonis zu hören. Er berichtet darüber: „Es ist wahrhaftig zum Erstaunen, Serbelloni hat in der Relation sich verlauten lassen, daß die Garnison von Dresden verloren seyn würde, und er selbst, da er nicht vollkommen 60 000 Mann stark seye, der Feind aber 40 000 Mann hätte, risquire, mit der ganzen Armee gefangen zu werden, und er seye entschlossen, die Plauische Seite zu verlassen und sich auf die Neustädtische hinter die Elbe zu ziehen, wodurch doch nicht allein die Residenzstadt der größten Gefahr exponiret, sondern auch die Magazine zu Pirna und Lobositz in feindliche Hände gerathen müßten. Daraus könne man die Force des Serbelloni bald einsehen ... er ist in einem solchen Embarras, daß er sich nicht zu helfen weiß. Die Ursache ist auch, weilen er gar keine Gegend kennt und niemalsen solche zu besuchen ausreutet, auch niemand anhören will.“

Daun schrieb seinem alten Gegner, er könne ihm nicht mit Truppen aushelfen. Aber von der Elbe weg würde er nicht raten zu gehen, im Notfalle könnte er nach Großsedlitz zurückmarschieren, um Böhmen zu sichern.

In Wien war man im höchsten Grade erschrocken über die Kunde von Döbeln. General Ayassasa wollte sich gerade bei der Kaiserin für einen Vorschuß bedanken, als die Nachricht einlief. Der Verlust Freibergs und der Vorräte schmerzte am meisten; die Franzosen „würden die Stirn runzeln“ (sie trugen sich schon lange mit dem Gedanken eines Sonderfriedens), und „wir können froh sein, wenn wir das behalten, was wir noch haben“. Die Kaiserin schrieb selbst an die Kurprinzessin Maria Antonie von Sachsen, sie wäre noch nie so bestürzt gewesen, sie

hätte die ganze Armee nebst dem Reichsheer für „vernichtet, zerstreut und zerstört“ gehalten. Ruhiger war der Kaiser. Mit einem sanften Tadel, „ich zweifle nicht, daß man fernerhin besser auf seiner Huth seyn wird und daß seinerseits dergleichen Fallen verhindert werden“, verbindet er eine klare Einsicht der Lage: „Ich finde, daß der Prinz Heinrich mit der Zerteilung seiner Armee von Leipzig bis Meissen doch nirgends in Stärke seyn kann und sich dadurch in Gefahr sezet, einen Ehec zu bekommen.“ Er habe das Vertrauen zu Serbelloni, daß er die Gelegenheit benützt.

Bei den sächsischen Landesbehörden war der Ärger erklärlicherweise groß. „Die so mühsam angelegten und zeithero fast vor ohnersteiglich ausgegebenen Verschanzungen“ (die dem Lande viel Geld, Arbeit und Holz gekostet hatten) habe man ohne Schwertstreich verlassen, die Reichstruppen wären „theils hierhin, theils dorthin retiriret, die Bagage und Artillerie sogar nach Böhmen geflüchtet“.

In dem Gesandtschaftsbriefwechsel Brühls spricht sich der sächsische Zorn deutlich aus. Der Wiener Gesandte von Pezold meint, er argwöhne, daß Serbelloni überhaupt geheime Befehle habe, Sachsen Sachsen sein zu lassen und höchstens Dresden „als eine Vormauer vor Böhmen“ zu behaupten. Brühl mahnt, erbittert über das durch eine „fast ungläubliche Inattention und Sicherheit nicht verhinderte feindliche Unternehmen“, das das Land und die kurprinzliche Familie in größte Gefahr gebracht hätte, zu schärfstem Auftreten in Wien. „Es würde vor Gott und der Welt unverantwortlich seyn, wenn man einen getreuen und bis zum äußersten sacrificirten Allirten gleichsam noch zuletzt das Haus über dem Kopfe anstecken und ihn seiner letzten Reträte annoch berauben wollte.“

Auch im Wiener Volke war das Urteil sehr scharf, so daß man, wie Pezold berichtet, verbieten mußte, über diesen „fatalen Vorfall“ zu sprechen „und einige, so dagegen gehandelt, wirklich gefänglich hat einführen lassen, demungeachtet fährt das Publicum mit einerley freiem Urteil fort und findet insonderheit in dem schwachsinnigen Benehmen des Grafen

Serbelloni, den man zeithero auf keinem anderen Fuß, als eines unerschrockenen und erfahrenen Generals gekannt, ein neues Exempel zu der in dem jetzigen Krieg gemachten Anmerkung, daß nicht anders als aus einer Art Prädestination, wodurch alles verkehrt gehen müsse, von denjenigen, die den meisten Ruf vor sich gehabt, immer einer weniger, als der andere sich ähnlich geblieben und gehandelt". Die Miesmacher hatten also Oberwasser und waren für Frieden!

Brühl verlangte Frieden oder kräftigere Fortsetzung des Kriegs sowie „Beseitigung der Uneinigkeit und Unentschlossenheit, wie der Hintanzetzung aller erforderlichen Präcautionen und ferner standhafte Resolutionen gegen einen so schlaunen und entreprennanten Feind“.

Die Kräfte der Preußen erlaubten ein weiteres Vorgehen als bis an die Weißeritz nicht. Dies und der Rückschlag, den ihr General von Bandemer am 21. Mai bei Chemnitz-Hilbersdorf erlitt, stellten nach und nach die Besonnenheit im k. k. Hauptquartiere wieder her. Aber erst im Herbst gelang es, nach neuen Fehlschlägen der Großen Armee, Serbelloni abuberufen und durch den tatkräftigen Hadik zu ersetzen.

Der Kanonendonner vom 12. Mai war das letzte Rollen des Kriegsgewitters für Döbeln gewesen, wenn auch die Gefahr und die Not noch nicht zu Ende war, ja sich noch steigerte. Brandschakungen, Kriegssteuern, Rekrutenstellungen, die ganze schlimme Litanei des Kriegs, hörten nicht auf. Die Mittel der Stadt waren erschöpft. Als sie 36 000 Taler Kontribution nicht bezahlen konnte, ließ der König einige Ratsherren und Bürger nach Meissen holen und 18 Wochen einsperren. Die Läden wurden gesperrt, das „schuldige“ Geld mußte hoch verzinst werden.

Nach der Schlacht von Freiberg am 29. Oktober starb der Krieg an sich selbst. Am 24. November wurde in Wilsdruff der Waffenstillstand, am 15. Februar 1763 in Hubertusburg der Frieden geschlossen.

Am 20. März mußten die Preußen vertragsmäßig das Land räumen. Als einer der letzten fuhr König Friedrich in seiner

verblichenen, vielfach geflickten Felduniform über die Grenze, gichtkrank, mit faltigem, gebräuntem Antlitz und zahnlosem Munde, aber blitzenden Auges wie je. Er war der große König, aber auch der „Alte Fritz“ geworden in diesem Kampfe, den er zur Rettung seiner Staaten, unbeugsamen Pflichtgefühls zu jeder Zeit, hatte führen müssen.

Auf dem Marsche nach Hause ritt durch die Gassen Döbelns ein anderer, der nach einem halben Jahrhundert Deutschland retten sollte, ein blutjunger, schlanker und übermütiger Leutnant mit scharfgeschnittenem Gesicht. Mit den wilden verwegenen Bellinghusaren hatte er am 19. Februar in Döbeln Quartier bezogen und trieb es genau so bunt wie die anderen schwarzen Husaren, die das „vincere aut mori“, das „Siegen oder Sterben“ mit dem Bilde des „ganzen Todes“ auf ihren Mützen trugen. Sie hatten sich am Kabelpasse in Mecklenburg den frischen Jungen selbst gefangen, und der alte Belling hatte ihn, entzückt von seinen fecken Antworten, zu seinem Adjutanten gemacht. Wo auch die Reiter mit dem Feind zusammenstießen, überall hatte er sich ebenso ausgezeichnet wie beim Becherklang und Würfelspiel. Aus diesem gärenden Moste sollte lauterer Wein werden, aus jugendfrohem Übermut unbeugsamer Wille und unerschütterliche Zuversicht — es war Gebhard Leberecht von Blücher, der Marschall Vorwärts von 1813!

Wie aber sah es im Lande aus! Ganze Gegenden, in denen der Krieg besonders gehaust hatte, menschenleer und verödet, die Felder verunkrautet und vergrast, Pferde und Vieh verschwunden! Friedrich Ludwig Graf von Solms, der sächsische Generallandeskommissar und Landeshauptmann, der während des ganzen Kriegs opferwillig und allen Gefahren trotzend für seine Heimat gesorgt hatte, schildert den Zustand von Land und Leuten in einem amtlichen Berichte an den Kurfürsten:

„Wer vor sechs Jahren im Lande gewesen, würde jezo dessen Einwohner nicht mehr kennen. Bisher hat der Ungehorsam gegen alle Obrigkeiten sehr überhand genommen. Wieviele haben es nicht in allen Stücken bis auf die Gewalt ankommen lassen und sich keinen Befehlen unterworfen in der

Meinung: es wird sich doch bald wieder ändern und eine andere Parthei die Oberhand gewinnen. Dieser hat sich auf die Österreicher, der andere auf die Preußen gefreut. Dieser hat seinen Nachbar, seinen Freund, seinen Amtmann, seinen Einwohner oder wer ihm nicht nach Willen gehandelt, gleich beim Militari als verdächtig anzugeben gewußt, ganze Dorfschaften haben sich öffentlich widersezt, man hat, um üble Folgen zu verhüten, nachgeben müssen. Anstatt auf das Recht zu sehen, sind aus den Obrigkeiten lauter Handelsleute, Lieferanten und Wucherer geworden, die denen fremden Commissariaten ihren Vortheil geschickt abgelernt und das Land wie Schwämme ausgesogen. Selbst der Unterthan hat diese Kunstgriffe gelernt, in Lieferungen meisterlich betrogen, die Kunst zu schmieren wohl studiret und dadurch seinen gutherzigen Nachbar immer mehr Last auf den Hals geleet. Die Schwelgerei und Üppigkeit wird immer größer und bringet gleichwohl durch die Consumption und Accise dem Landesherrn immer weniger ein, da unter dem Steuer der militärischen Führer vieles frei im Lande eingeführet wird; die Ursache aber solcher Schwelgerei und Pracht ist das böse Geld, welches hier geschlagen und nirgends anders genommen wird, folglich im Lande rouliren muß (die Inflation). Der Verdienst ist groß, daher jeder Arbeiter das böse Geld fortschaffen will, ein jeder nach seiner Leidenschaft: einer tut sich im Gressen und Saufen etwas zu Gute, wer sonst vor 2 Groschen Branntwein gesoffen, säuft jezt vor 28 Groschen Wein. Das Spielen geht so hoch im Schwange, daß Kuhhirtenknaben auf dem Felde um gute Groschen spielen. Andre henken alles an die Kleidung; gemeine Mägde kaufen den besten Stoff und Nesseltuch auf, Knechte tragen Leinwand zu 18 Groschen, und ich habe nachgerechnet, daß ein gepußtes Klöppelmensch auf dem Dorfe, welches sonst täglich höchstens 2 Groschen verdiente, anjezo mit 50 Thalern zu ihrer Kleidung nicht reicht auf einen einzigen Sonntagsstaat. Die Klügsten tragen jezo Schulden ab, aber deren sind wenige. Niemand will in den Krieg, und alles junge Volk heyratet. Diesen wird es einst an Nahrung fehlen. Soldaten müssen wir auch nothwendig haben. Die große Furcht

vor dem Soldatenleben entstehet, theils weil der Verdienst der Handarbeiter jezo stark ist, theils weil der Krieg blutiger und hartnäckiger als jemahls, auch durch die Wintercampagnen fatiganter ist, was das Volk auf Lebenszeit um die Gesundheit bringt. Alle Communengrundstücke sind verpfändet, alle Privatwaldungen wurden abgehauen, um nur die schröcklichen Contributionen zu schaffen. Es wird einst nicht heißen: Woher werden wir essen und trinken, wovon wollen wir uns kleiden, sondern wovon sollen wir uns wärmen, brauen, baden, schmalzen, färben . . ."

So trübe der Bericht, der auch für andere Zeiten paßt, ist und so richtig er die Zustände kurz vor dem Ende des Krieges kennzeichnet, der Zähigkeit, dem unverdrossenen Mute und dem willenskräftigen Fleiße des ober-sächsischen Volkes gelang es doch, geleitet von einer entschlossenen Landesregierung und trefflichen Männern wie Gritsch und Solms, bald die Nöte und schlimmen Folgen des siebenjährigen Kampfes zu überwinden.

Am 21. März 1763 läuteten, wie überall im Sachsenlande, die Glocken von St. Nicolaus in Döbeln den Frieden ein. Man feierte ihn mit Festgottesdienst, Schützenauszug und unermüdlichem Schießen von früh bis in die späte Nacht, als ob noch nicht genug Pulver verbraucht worden wäre, so wie wir einst vor vielen, vielen Jahren den Sedantag feierten. Am Abend war die Stadt festlich erleuchtet; ganz Döbeln war nachts auf den Gassen zu finden. „Überhaupt“, so schreibt ein Döbelner Bürger, „war ein jeder Mensch vergnügt, nach beinahe sieben Jahre ausgestandener Kriegsunruhen diesen frohen Tag erlebt zu haben.“

Man ging einer neuen, besseren Zeit des Wiederaufbaus entgegen unter dem edlen, dem Sachsenvolke leider rasch ent-rissenen Friedrich Christian und seinem trefflichen Bruder, dem Prinzen und Administrator Xaver.

- Nr. 18. Dr. A. Schröder, Stadtgeschichtl. Museum, Leipzig:
Burgen und Schlösser im unteren Zschopautal
- Nr. 19. Dr. phil. Herbert Pönitz, Dresden:
Die Messe und die Zünfte der Stadt Leipzig
- Nr. 20. Dr. Joh. Langer, Studienrat, Freiberg:
Wanderungen durch das mittelalterliche Freiberg
- Nr. 21. Dr. phil. Otto Rudert, Studienrat, Chemnitz:
Das alte Chemnitz
- Nr. 22. A. Grafe, Oberlehrer, Dresden:
Der Garten von Großsedlitz
- Nr. 23. Dr. A. Schröder, Stadtgeschichtl. Museum, Leipzig:
Burgen und Schlösser im oberen Zschopautal
- Nr. 24. Dr. Georg Bierbaum, Leiter des Archivs urgeschicht-
licher Funde aus Sachsen, Dresden:
Von Schanze zu Schanze
- Nr. 25. Dr. H. Gröger, Stadtarchivar, Meissen:
Marktmeißnische Elbschlösser. 1. Stück
- Nr. 26. Dr. H. Gröger, Stadtarchivar, Meissen:
Marktmeißnische Elbschlösser. 2. Stück
- Nr. 27. Dr.-Ing. G. Ganßauge, Kassel:
Die Geschichte des Pillnitzer Schlosses
- Nr. 28. P. R. Beierlein, Lehrer, Dresden:
Elsterberg und die „Dogtländische Schweiz“
- Nr. 29. Dr. Johannes Leipoldt, Dresden:
Auf Spuren der Vergangenheit im Burgsteingebiet
- Nr. 30. Dr. H. Beschorner, Staatsarchiv-Direktor, Dresden:
Die Sächsische Schweiz
- Nr. 31. Dr. phil. L. Wotruba, Leipzig: Das alte Bauzen
- Nr. 32. A. Grafe, Oberlehrer, Dresden:
Die Grabentour. Zwischen Freiberg und Rössen
- Nr. 33. Dr. E. Sigfried Asche, Zwickau: Schneeberg in Sachsen
- Nr. 34. Dr. phil. Reinhard Müller, Museumsrath, Zittau:
Oybin und Karlsfried im Zittauer Gebirge
- Nr. 35. Dr. A. Brabant, Oberstaatsarchivar, Dresden:
Die Katenhäuser bei Rössen

Jedes Heft 60 Pf.

Doppelheft M. 1.—

Die Sammlung wird fortgesetzt und behandelt das ganze
Sachsenland

Verlagsbuchhandlung C. Heinrich, Dresden=N.

Neuerscheinung Frühjahr 1932

Die Dresdner Heide und ihre Umgebung

Unter Mitwirkung hervorragender Sachkenner
herausgegeben von

Oberstudienrat Professor Dr. Koepert
und Baurat Pusch

460 Seiten Großoktav mit 77 Abbildungen und
Kärtchen im Text, sowie 6 Übersichtskarten als Beilage

Geheftet M. 11.— In Ganzleinen M. 12.50

*

Um die Anschaffung allen Freunden der Natur und
des Wanderns zu erleichtern, ist das Werk auch

in 6 Lieferungen zu je M. 1.95

käuflich. Preis der Einbanddecke M. 2.—

16 beste Kenner der Heide und anerkannte
Autoritäten auf ihrem Gebiet haben in 20
Schnitten dieses Buches der Dresdner Heide u. i.
Umgebung das schönste Denkmal ges.
würdig der herrlichen Natur, die die Heide u.

Tafel

- 1. 04. 75

20. 11. 1999

von: 20. Juli 1997

Preis: /

AK-Hinw. Ers. Ex. für: Z. 8° 4077, Nr 36

Fach

G.T. - Sachsen }
S.T. - Sachsen } KV

Bio K

Bild K

56/824

SWK

Döbelen (im Siebenjährigen Krieg)

x

Mag.-Stdnr.

Z. 8° 4077 x

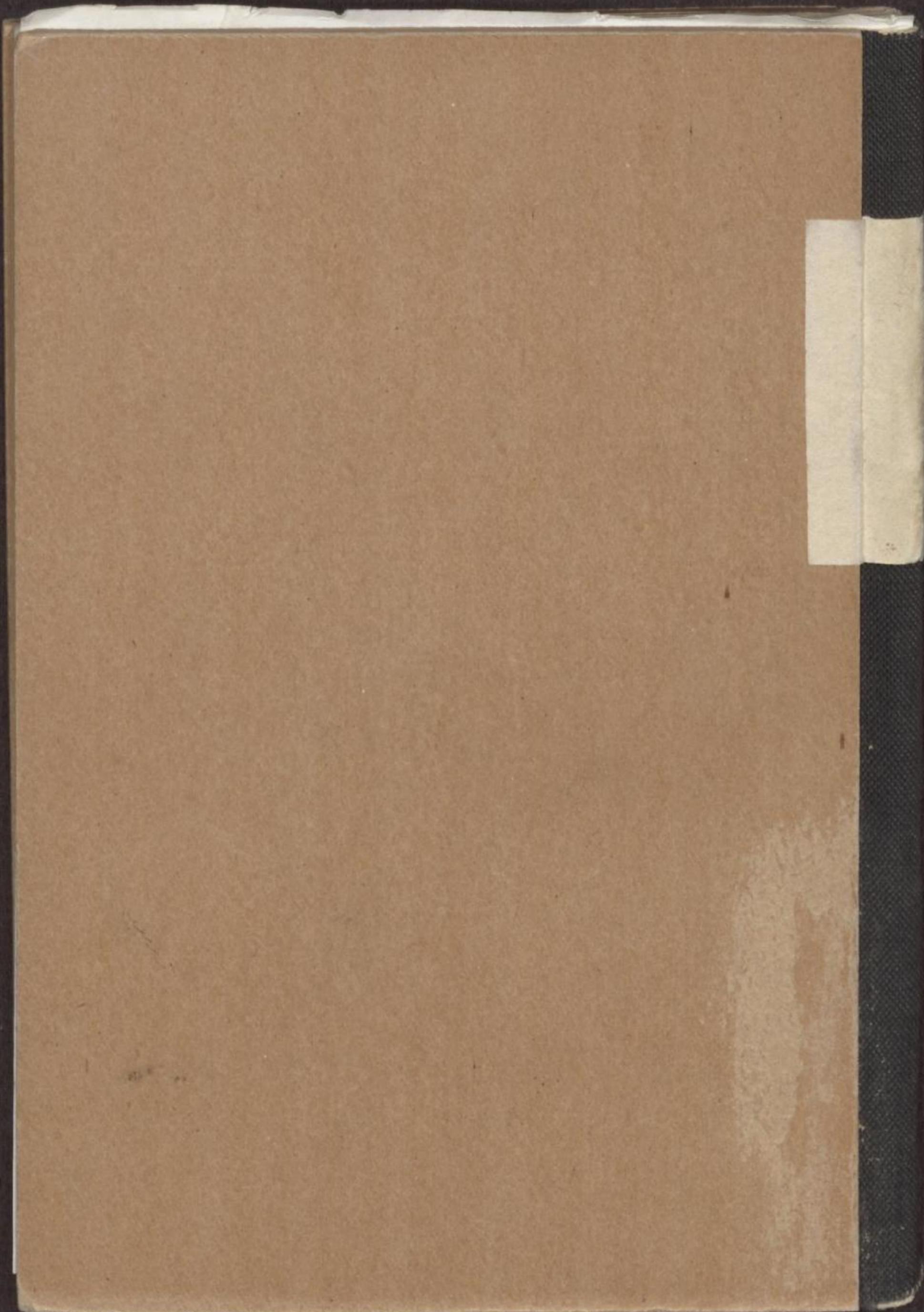
zu:

~~4077~~

ABGHKL Sonder-Aufst.

Ausl.-V. /

zu:



[Illegible text on a small label]